

Lehre und Wehre.

Jahrgang 34.

September 1888.

No. 9.

Zur Geschichte der „vier Punkte“.

IV.

Als im Jahre 1866 einer der Delegaten des New Yorker Ministeriums im Begriff stand, sich nach Fort Wayne, wo die schon besprochene Versammlung der Generalsynode jenes Jahres stattfinden sollte, zu begeben, machte er vor seiner Abreise noch einen Besuch bei dem damaligen Präses des Ministeriums, Dr. Pohlman, der körperlicher Gebrechlichkeit wegen nicht mitreisen konnte, und legte ihm die Frage vor, was man thun sollte, falls die Delegaten der Pennsylvania-Synode in Fort Wayne würden abgewiesen werden. „Abgewiesen werden?“ fuhr Dr. Pohlman auf; „sie können sie nicht abweisen!“ „Aber wenn sie's doch thäten?“ fragte der Delegat weiter. „Sie können nicht, sie können nicht!“ wiederholte der Präses. „Aber, Doctor, setzen wir nun einmal den Fall, sie thäten's doch, was sollten dann wir thun?“ lautete beharrlich die Frage des Gastes. „Nun“, erhielt er zur Antwort, „dann geht nicht aus Fort Wayne, ehe ihr eine neue Generalsynode gegründet habt. — Aber sie können es nicht thun.“

Daß das in Dr. Pohlmans Augen Unmögliche in Fort Wayne doch geschah, haben wir bereits gehört, und am Abend des zweiten Sitzungstages, also während die Verhandlungen über die Entscheidung des Präses Dr. Sprecher noch im Gange waren, fand in der deutsch-lutherischen Kirche des P. Baumann eine Versammlung statt, an der sich Vertreter der Synode von Pennsylvania, des New Yorker Ministeriums, der Pittsburg-Synode, der englischen Ohio-Synode und anderer Synoden theilnahmen, und in welcher die Frage erörtert wurde, ob man nicht sofort sich zur wahren Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche constituiren sollte, nachdem nun der in der Trinitatiskirche versammelte Körper keinen Anspruch mehr auf diesen Namen habe. Die Pennsylvanier Abgeordneten erklärten aber einstimmig, sie könnten sich zu einem solchen Vorgehen nicht bereit finden,

sondern würden einfach Fort Wayne verlassen, um an ihre Synode zu berichten.

Das geschah denn auch, und auf den Bericht ihrer Delegaten hin erklärte die Pennsylvania-Synode ihre Verbindung mit der Generalsynode für aufgelöst. Sofort wurde auch eine Committee eingesetzt, welcher folgende Instruction gegeben wurde:

„1. Sie hat ein brüderliches Schreiben an alle Evangelisch-Lutherischen Synoden und Gemeinden in den Ver. Staaten und Canada, welche sich zur ungeänderten Augsburgerischen Confession bekennen, zu verfassen und auszugeben und dieselben einzuladen zu einer Versammlung mit der Absicht, eine Verbindung lutherischer Synoden zu erzielen.

„2. Sie hat nach Berathung mit den Gliedern anderer Synoden Zeit und Ort einer solchen Versammlung zu bestimmen und anzuzeigen, und zwar soll dieselbe, wo möglich, in diesem Jahre stattfinden.“

Auch anderwärts rumorte es. Im October 1866 tagte das New Yorker Ministerium in der Matthäuskirche zu New York. Der Vorschlag, Dr. Brown, den Präses der Generalsynode, der als Abgeordneter von West-Pennsylvania zugegen war, als Delegaten anzuerkennen und zur Theilnahme an den Verhandlungen einzuladen, wurde mit 41 gegen 24 Stimmen verworfen! Ein Vorschlag zum Austritt aus der Generalsynode führte zu langen Verhandlungen. Dem „brüderlichen Schreiben“ der Pennsylvania-Synode gegenüber wurde auch ein Circular der Synode von West-Pennsylvania verlesen, das zum Verbleiben in der Generalsynode aufforderte und von der Bildung einer neuen Verbindung abmahnte. Dr. Pohlman erklärte jetzt, die Generalsynode stehe ja fest und breit auf der ungeänderten Augsburgerischen Confession, und man brauche deshalb keinen neuen Körper. Endlich aber einigte man sich in dem Beschluß, daß die Frage über Losagung dieses Ministeriums von der Generalsynode bis zur nächsten jährlichen Versammlung verschoben und die Sache mittlerweile den Gemeinden zur Entscheidung vorgelegt werde, daß aber durch dieses Aufschieben nicht die Handlungsweise der Generalsynode gebilligt erscheinen oder das Verhältniß des Ministeriums zu derselben bestimmt sein solle, und „daß die Beamten des Ministeriums eine Committee bilden, um die von der Pennsylvania-Synode berufene Versammlung zu besuchen und diesem Körper nächstes Jahr darüber Bericht zu erstatten“.

Zu Reading in Pennsylvania fand im December 1866 die geplante Versammlung statt. Hier legte der treffliche Dr. Krauth, der damals seit zwei Jahren als Professor am theologischen Seminar zu Philadelphia wirkte, seinen Entwurf der „Lehrbasis“ vor, auf welcher die verschiedenen Synoden gemeinsam Stellung nehmen sollten. Da hieß es nun u. A.:

„IV. Damit Bekenntnisse ein solches Zeugniß der Einheit und Band der Gemeinschaft seien, müssen sie in allen Punkten der Lehre in ihrem

wahren, eigenthümlichen und allein richtigen, ursprünglichen Sinne angenommen werden. Diejenigen, welche ein Glaubensbekenntniß unterzeichnen, müssen nicht nur der darin gebrauchten Worte sich bedienen, sondern auch denselben Sinn damit verbinden, den diejenigen damit verbanden, von welchen das Bekenntniß aufgestellt wurde.“

„VII. Daher stehen nur diejenigen Gemeinden irgend eines Landes in einer wirklichen Gemeinschaft und Einheit mit jener Kirche, und sind folgerichtig zum Namen ‚Evangelisch-Lutherisch‘ berechtigt, welche sich auf richtig und in der That und Wahrheit zu den Lehren der ungeänderten Augsburgerischen Confession bekennen.“

Diese Sätze wurden von der Versammlung angenommen, bildeten nachher, als es zur Gründung einer neuen kirchlichen Körperschaft, des General Council, kam, einen Theil der ebenfalls von Dr. Krauth verfaßten Constitution dieser Verbindung. Und die Sätze waren richtig, waren schön und gut, und richtig, schön und gut wäre es gewesen, wenn man nun mit sich und mit einander darüber in's Reine gekommen wäre, ob man wirklich die Augsburgerische Confession als gemeinsames Bekenntniß in der Weise annehme, daß man sich nicht nur der darin gebrauchten Worte bediene, sondern auch „denselben Sinn damit verbinde“, und zwar „in allen Punkten der Lehre“, und ob man wirklich, wie weiterhin in der „Lehrbasis“ gesagt war, das, was die Augsburgerische Confession als Irrlehre verwirft, auch verwerfe, also auch in Kirchen und Schulen nicht dulde.

Was würde man aber bei solcher Prüfung gefunden haben? Nun, auf derselben Seite des „Lutheran and Missionary“, auf welcher über dieses nordamerikanische Concil berichtet wird, finden auch Dr. Seiß' Vorlesungen über die Apokalypse Erwähnung, und in demselben Jahre 1866, in welchem man die schöne Lehrbasis vereinbarte, erschien desselben Dr. Seiß Buch „The last times and the great consummation“ in sechster revidirter und vergrößerter Ausgabe, worin ein reicher chiliastischer Apparat mit einem äußerlichen, irdischen, sichtbaren, allgemeinen tausendjährigen Reich, einem letzten Haupte des Thiers, dem Antichristen — wahrscheinlich Louis Napoleon — einer Rückkehr der Juden nach Palästina, einem erneuten Tempeldienst in Jerusalem, der Hauptstadt der Welt, u. s. w. einherrasselt. Und derselbe Dr. Seiß, dessen Lehrstellung der XVII. Artikel der Augsburgerischen Confession mit einem „damnant“ belegt und per thesin et antithesin als unlutherisch verurtheilt, war neben Dr. Krauth, dem Verfasser der „Lehrbasis“, Delegat der Pennsylvania-Synode für die Readinger Versammlung. Dieser Umstand allein, ganz abgesehen von der vielfach geübten unionistischen Praxis und anderen Dingen, hätte genügen sollen, der Ueberzeugung, welche auch unter den Delegaten ihre Vertreter hatte, Geltung zu verschaffen, daß hier noch nicht die Leute beisammen oder vertreten seien, welche mit voller Wahrheit und consequentermaßen jene Krauth'schen Sätze als ihre gemeinsame Lehrbasis hätten bezeichnen können. Daß man

es doch that und dann weiter ging und auf dieser angeblichen gemeinsamen Basis eine neue große kirchliche Körperschaft gründete, war wieder ganz das alte Lied nach der alten Melodie: man setzte schöne Worte auf's Papier, führte schöne Reden, daß Leute, die gerne lutherisch sein wollten, ganz gerührt ihre Freude hatten, wieder mitgingen, wohin sie geführt wurden, wohl darüber betrübt waren, daß andere, denen es auch in dem neuen stattlichen Haus nicht geheuer war, nicht mit wollten, ob sie sich gleich darüber sagen lassen mußten, was damals Prof. Fritschel über die Missourier nach Deutschland schrieb, sie verständen „die kirchliche Situation nicht“. Wie dann solchen Beschwichtigten, wenn erst die Nüherung vorüber war und ihnen wieder die Augen aufgingen, zu Muth wurde, dafür haben wir ein Beispiel am alten Pastor Brobst, der einige Jahre nach jenen Vorgängen schrieb:

„Nun wollten wir eine Zeitlang warten und zusehen und nicht sogleich Vorkehrungen zur Bildung einer andern, echt-lutherischen Generalsynode treffen; allein da kam einer der Herausgeber des ‚Lutheran and Missionary‘ eben von einer Reise im Westen nach Lancaster und drang mit aller Macht darauf, daß jetzt, ohne Aufschub, Schritte gethan werden müßten, um einen andern allgemeinen kirchlichen Körper zu bilden, weil die Synoden im Westen das herzlich begehrten und ganz zu einer Vereinigung mit uns bereit seien. Das wirkte, und wir ließen uns dadurch in eine Uebereilung verleiten, die wir heute noch sehr bedauern. Man hätte da wenigstens einige Jahre lang freie Conferenzen halten und suchen sollen, die Vereinigung von innen nach außen und nicht von außen nach innen zu Stande zu bringen.“

„Eine Versammlung der Vertreter von zwölf Synoden wurde im November 1866 in Reading gehalten, und Gottes Segen ruhte in reichem Maße darauf, weil man sich da nicht, wie in Fort Wayne, um parlamentarische Regeln und menschliche Gesetze zankte, sondern wichtige kirchliche Lehrpunkte besprach und dabei nicht die Constitution der Generalsynode und die Beschlüsse der Synode von Pennsylvanien, sondern das Wort Gottes, wie es in unsern Bekenntnißschriften enthalten ist, zu Grunde legte und sich davon leiten ließ. O, wäre man nur dabei geblieben und hätte die Constitutionen- und Gesetzmacherei wenigstens eine Zeitlang weggelassen!

„Im November 1867 ging es wieder nach Fort Wayne in dieselbe Kirche, wo 18 Monate vorher die Generalsynode versammelt war, und da zeigte sich leider wieder etwas von dem verkehrten Unionsgeist, der sich 1853 und 1863 in Reading gezeigt hatte, der schnell fahren will und nicht ‚bereit ist‘, den wirklich bestehenden Unterschied in Lehre und Praxis gehörig in Erwägung zu nehmen, um nach dem Worte Gottes und den Bekenntnißschriften unserer Kirche erst einig zu werden, ehe man sich förmlich vereinigt.“

V.

Unter den Synoden, welche auf der Versammlung zu Reading vertreten waren, befand sich auch die Ohio-Synode; einer ihrer Abgeordneten, Prof. Loy, hielt die Eröffnungspredigt. Auf einer Extraversammlung dieser Synode im Jahre 1867 zu Hamilton bildete die Gründung der neuen Körperschaft einen Hauptgegenstand der Verhandlungen. Von Tag zu Tag wartete man auf das Eintreffen der Constitution, die für das zu gründende General Council entworfen war, und auf Grund deren die Synode allenfalls einen bestimmten Bescheid hinsichtlich ihrer Stellung zu dem Vereinigungsplan hätte geben können. Zwar kündigte am letzten Tage vor Schluß der Versammlung eine telegraphische Depesche an, daß das Document unterwegs sei; doch war dasselbe noch nicht eingetroffen, als die Schlußvertagung eintrat. So wurden denn etwaige weitere Schritte auf die nächste Synodalversammlung verschoben. Inzwischen sollten fünf Delegaten die Synode bei der bevorstehenden Versammlung in Fort Wayne vertreten, und zwar waren dieselben instruiert, ihren Einfluß geltend zu machen zur Beseitigung gewisser Hindernisse, die dem herzlichen Zusammenwirken der Ohio-Synode mit dem neuen größeren Kirchenkörper noch im Wege ständen. Als solche Hindernisse wurden namhaft gemacht: Die Hegung chiliastischer Ansichten, die Verbindung mit geheimen Gesellschaften, die Praxis gemischten Abendmahls-genusses und das Tauschen der Kanzeln mit Irrgläubigen, von welchen anstößigen Dingen man wisse, daß sie bei einigen der in Reading vertreten gewesenen Synoden sich fänden, und hinsichtlich welcher man es, um sich gegen Betheiligung an fremden Sünden sicherzustellen, für nothwendig hielt, das neue Council zu ersuchen, daß es sich dagegen erkläre und von den Synoden, die sich mit ihm verbinden würden, die Annahme solcher Erklärung fordere.

Mit dieser Instruction zogen also die Abgeordneten der Ohio-Synode nach Fort Wayne, wo das „General Council“ in's Dasein treten sollte. Sehr überraschend konnte die Aufforderung der Ohioer hinsichtlich der genannten „vier Punkte“ den Vertretern der übrigen Synoden nicht kommen. Hatte doch schon in Reading Präses Großmann von der Iowa-Synode von seinem Platz im vordersten Stuhle der Trinitatis-Kirche aus drei dieser Punkte, und anstatt des vierten, oder nach der oben angegebenen Reihenfolge des ersten, des Chiliasmus, die „neuen Maßregeln“ angestochen, wie denn auch jetzt in Fort Wayne die Iowa-Synode durch ihren Vertreter in wesentlich dieselbe Kerbe mit den Ohioern hieb und beantragte, „die allgemeine Kirchenversammlung möchte ausdrücklich bekennen, was nach ihrer Ansicht tatsächlich in der angenommenen Lehrbasis enthalten sei, nämlich:

„1. Daß nach dem Bekenntniß der lutherischen Kirche verworfen werden müsse und vor der Allgemeinen Versammlung der Evangelisch-Lutheri-

schen Kirche in Amerika auch verworfen werde: alle kirchliche Gemeinschaft mit Nicht-Lutheranern, z. B. das Bedienen gemischter Gemeinden von Seiten lutherischer Pastoren und die Aufnahme solcher Gemeinden oder ihrer Prediger in lutherische Synoden, die Zulassung Andersgläubiger zum Abendmahl der lutherischen Kirche und nicht-lutherischer Prediger auf die Kanzeln lutherischer Gemeinden u. s. w.

„2. Daß nach dem Worte Gottes Kirchenzucht insonderheit bei der Sacramentsfeier gehandhabt und dieselbe auch dem Unwesen der geheimen Gesellschaften gegenüber geübt werden müsse.

„3. Daß die Beschlüsse der Synoden überhaupt und der Allgemeinen Versammlung insbesondere für die Gemeinden, die in diesen Synoden zusammengefaßt sind, keine gesetzgebende, sondern nur eine beratende Kraft in Anspruch nehmen dürfen, da diese Körper nur so viel Gewalt haben, als ihnen von den Gemeinden übertragen wird.“

Zweierlei war in diesen Sätzen ausgesprochen: erstens, die Behauptung, daß die angegebenen Stücke schon thatsächlich in der angenommenen Lehrbasis enthalten seien; zum andern, die Aufforderung, daß die junge kirchliche Körperschaft sich noch ausdrücklich zu denselben bekennen möge; und Beides, die Behauptung und die Aufforderung, hatte seine volle Berechtigung, indem in der That, wer mit dem Bekenntniß zur Augsburgerischen Confession Ernst macht, auch in den angeführten Stücken richtig stehen und practiciren wird, und indem allerdings unter den obwaltenden Umständen, wo gerade in Betreff der bewegten Punkte in den östlichen Synoden die Praxis notorisch im Argen lag, eine besondere Erklärung wohl am Platze und an der Zeit gewesen wäre.

Was that aber das Council? Es bestritt die aufgestellte Behauptung und verweigerte die geforderte Erklärung, indem es den Beschluß faßte,

„daß die Allgemeine Kirchenversammlung nicht darauf vorbereitet sei, die Erklärung der Synode von Iowa als eine nothwendige Folge und Anwendung der in den Bekenntnissen enthaltenen Antithesen sich anzueignen, und daß wir die Angelegenheit an die einzelnen Districtsynoden verweisen, bis wir unter der Leitung des Heiligen Geistes dahin kommen, in der ganzen Allgemeinen Kirchenversammlung eine vollkommene Einigung in allen Einzelheiten kirchlicher Praxis und Ordnung zu erzielen. Um die Erreichung dieses Zieles wollen wir ohne Unterlaß von Herzen beten.“

Auf diesen Beschluß wurden auch die Dhioer, als auf eine Erklärung, die auch ihnen zum Bescheid auf ihre mit denen der Iowaer im Wesentlichen übereinkommenden Forderungen dienen könne, verwiesen. Man hätte sich freilich die Sache nicht so bequem zu machen brauchen; denn der Beschluß war als Antwort an eine Synode schon kümmerlich genug und deckte die Dhioer Gravamina am wenigsten, indem ja gerade der Punkt, den die Dhioer im Unterschied von den Iowaern vorgebracht hatten, der Chiliasmus, vornehmlich als Lehrfrage in Betracht kam und also nicht nur unter

die „Einzelheiten kirchlicher Praxis und Ordnung“ fiel, sondern die „Lehrbasis“ des Council unmittelbar berührte, so daß schon die Namhaftmachung dieses Punktes die Erinnerung, wenn nicht gar die Anklage involvirte, es möchte doch mit der Forderung der Annahme des Bekenntnisses in seinem „wahren, eigenthümlichen und allein richtigen, ursprünglichen Sinne“ bei dem neuen Kirchenkörper nicht so ganz ernst genommen werden. Und daß dies Bedenken wohl gegründet war, bewies eben diese Antwort so einleuchtend, daß nun die Ohioer, die allerdings auch sonst noch über das Council Klage hatten und vielleicht auch ohne diesen Verlauf der Dinge dem neuen Bund ferne geblieben wären, nicht einmal, wie die Iowaer, eine „zuwartende Stellung“ einnahmen, sondern ihre Blicke anderstwhin richteten und „eher eine Vereinigung unter denen, die sich mit dem Kirchenrath nicht einigen konnten, als eine Vereinigung der gesunden Lutheraner durch diesen Körper“ hofften.

VI.

Als einen Grund für die Weigerung, auf die „vier Punkte“ weiter einzugehen, hatte man auch angegeben, daß ja nach der Constitution des Council die Allgemeine Versammlung „nach ihrem Gutdünken über Fragen der Lehre, des Gottesdienstes und der Kirchenzucht verhandeln und beschließen solle, die ihr von einer der zu ihr gehörigen Synoden vorgelegt“ würden; und weder die Ohio-Synode noch die Iowa-Synode gehörte ja zum Council. Aber es gab Leute, die gehörten zum Council, und denen war man nicht nur, wie den Ohioern und den Iowaern, nach Gottes Wort 1 Petri 3, 15., sondern auch nach Artikel 1, § 4, 3. der Constitution Verantwortung schuldig, wenn sie über Fragen der Lehre u. s. w. eine solche forderten. Auch war wohl zu erwarten, daß solche Forderungen kommen würden. Hatten doch schon gegen den Keadinger Bescheid die Wisconsiner reagirt. Waren doch von verschiedenen Synoden, die zum Council gehörten, auf den Versammlungen, die der zweiten Versammlung dieses Körpers vorhergingen, Verhandlungen über die „vier Punkte“ gepflogen worden. Zwar fehlte es nicht an energischen Anstrengungen, den Strom abzdämmen, ehe er sich in das Council als solches ergießen könnte; man artikkelte, man wehrte, man drohte, und wie es schien nicht ohne Erfolg, so daß Prof. Fritschel brieflich im Osten anfragte, ob es denn der Mühe werth sein werde, die zweite Reise nach Pittsburg zu machen, wenn da doch die „brennenden Fragen“ nicht zur Besprechung kommen sollten. Aber es wurde ihm geantwortet, er solle nur getrost kommen; „die Mehrheit der Brüder im Osten seien für die Besprechung der ‚vier Punkte‘ in Pittsburg.“ Denn auch auf der anderen Seite hatte man nicht geschlafen, war man auch in jenen letzten Wochen vor der Pittsburger Versammlung geschäftig, wurden Verhandlungen gepflogen, emsig die Gräben weiter gezogen, die in Pittsburg münden sollten, obgleich man drüben bis zuletzt im Schweiße

des Angesichts schaufelte, sie zuzuwerfen — und wer im Vortheil war, als man endlich den zwölften November schrieb, konnte man schon vor der Organisation der Pittsburger Versammlung dem Präsidialbericht abhören, der in den Schlußsätzen ausklang, daß ob auch gewichtig, und selbst aufregend die Gegenstände sein möchten, auf welche man die Aufmerksamkeit werde richten müssen, man doch hoffentlich ohne Compromisse mit dem Irrthum zu machen, ohne irgend etwas Falsches gutzuheißen oder etwas Extravagantes (!) zu begünstigen, sich auf solche Maßnahmen werde einigen können, welche zeigen würden, daß man den Herrn bei sich habe und durch Gottes Gnade klug sei wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Wirklich kamen denn auch diesmal die „vier Punkte“ ausführlich zur Sprache. Aber das war leider auch so ziemlich alles, was die Leute, welche das Eintreten in die Verhandlungen durchgesetzt hatten, in Pittsburg erreichten; denn als schließlich die Besprechungen mit Annahme einer Reihe volltönender Beschlüsse zum Abschluß gediehen waren, hatte sich dasselbe Spiel noch einmal wiederholt, das wir nun schon mehrfach vor sich gehen sahen: man hatte wieder schöne Worte gemacht, bei denen aber die Mißstände, gegen welche sie gerichtet sein sollten, geruhsam fortbestehen konnten, wie sie eben bis auf den heutigen Tag fortbestehen. A. G.

Dr. C. F. W. Walther als Theologe.

(Fortsetzung.)

Wir haben gesehen, daß Walther gerade auch deshalb an der altkirchlichen Lehre von der Inspiration festgehalten wissen wollte, damit das Schriftprincip der Kirche der Reformation gewahrt bleibe. Wir sahen ferner, daß Walther in demselben Interesse bei der Erörterung der Theorie von den „offenen Fragen“ jede Autorität der Kirche oder ihrer Lehrer zur Festsetzung oder Gültigmachung von Dogmen abweist.

Dennoch hat man gerade Walther ziemlich allseitig den Vorwurf gemacht, daß seine Theologie eine todte Repristination der Lehrbestimmungen der alten lutherischen Kirche und der alten lutherischen Lehrer sei. Der Vorwurf scheint eine gewisse Berechtigung zu haben, wenn man zunächst nur auf die äußere Form der meisten von Walther veröffentlichten Schriften sieht. Denn es gibt wohl keinen lutherischen Theologen, der so viel Luther, die lutherischen Bekenntnisschriften und die Schriften der Dogmatiker citirt hat, als Walther. Er selber gibt zu: „Es ist allerdings der Schein auf uns gefallen, als sei unsere Theologie unselbständiger Lehrtraditionismus und todte Repristination“, weil „bisher ein fortwährendes

Belegen unserer Aufstellungen mit Zeugnissen der älteren rechtgläubigen Lehrer unserer Kirche unsere Veröffentlichungen charakterisirt haben.“¹⁾

Aber Walther weist jenen Vorwurf ganz entschieden als einen unberechtigten zurück. Was das häufige Citiren der Kirchenlehrer betrifft, so schreibt er von sich selbst und von denen, die in gleicher Weise, wie er, gearbeitet haben: „Wir meinen, wir haben es in einer Weise gethan, daß, wer es nur sehen wollte, es auch sehen mußte, daß wir jenen treuen Lehrern unserer Kirche nicht blindlings, sondern in lebendiger Uezeugung gefolgt, nicht ihre geistlosen Nachbeter und Nachtreter, sondern ihre Söhne sind, so daß wir allezeit haben sagen können: ‚Ich glaube, darum rede ich.‘ Wohl sind sie, das Bekenntniß und seine Befenner, unsere Führer gewesen, aber wir haben uns von ihnen in die Schrift führen lassen, so daß wir allezeit und in allen Punkten schließlich haben sagen können: Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen, wir haben selbst gelesen und erkannt, daß eure Lehre die Wahrheit Gottes sei. So unvergleichlich werthvoll uns vor Allem das reine Bekenntniß unserer Kirche gewesen ist, so haben wir uns doch selbst diesem nie als einem uns aufgelegten Lehrgeßetz unterworfen, sondern es vielmehr allein darum mit fröhlicher Dankfagung gegen Gott für Seine unaussprechliche Gnade angenommen, weil wir darin unser eigenes Bekenntniß gefunden haben. Gar manchen harten Kampf hat auch unsere americanisch-lutherische Kirche mit den hiesigen stolzen Secten zu kämpfen gehabt, denen wir selbstverständlich das Zeugniß unserer Väter nicht entgegenhalten konnten, und wer Zeuge dieser Kämpfe gewesen ist, weiß, daß Gottes geschriebenes Wort auch in unseren schwachen Händen sich als eine siegreiche Waffe erwiesen hat.“²⁾ Daß Walther bei allem Citiren der lutherischen Lehrväter an dem lutherischen Schriftprincip festhielt, an dem Princip, daß die vom Heiligen Geist eingegebenen kanonischen Schriften der Apostel und Propheten die alleinige Quelle aller seligmachenden Wahrheit und der einzige Richter in allen Lehrstreitigkeiten sei, das bezeugt auch schon die äußere Form seiner Schriften und der vielen von ihm gelieferten Synodalreferate. So reichlich auch hier meistens Luther, das Bekenntniß und die alten lutherischen Lehrer zu Worte kommen, vorangestellt ist immer allen Ausführungen der Schriftbeweis. Walther hat es daher auch immer an dem sel. Philippi getabelt, daß dieser, der neueren theologischen Mode nachgebend, eine dreifache Quelle, aus welcher die christliche Glaubenslehre ihren Stoff zu schöpfen habe, annimmt: 1. die erleuchtete Vernunft, 2. die Kirchenlehre, 3. die Schrift.³⁾ Walther protestirt gegen eine solche Coordination von Schrift und Kirchenlehre, wenn es sich um die „Quelle“ der christlichen Lehre handelt; die Lehrer der Kirche sollen durchaus in ihrer Stellung als testes veritatis belassen werden.

1) L. u. W. 21, 66.

2) L. u. W. 21, 66. 67.

3) Baieri Comp. ed. Walther, Proleg. II, 91.

Was war aber der Grund, weshalb Walther, anstatt den ganzen Gegenstand hauptsächlich in eigenen Worten auszuführen, so vorzugsweise die alten lutherischen Lehrer reden ließ? Auch darüber spricht er sich selbst aus. „Gerade in dieser Weise aufzutreten“ — bemerkt er im Jahre 1875 —, „haben uns lediglich die Verhältnisse aufgenöthigt, in denen wir uns von Anfang an befunden haben und uns noch heute befinden. Wir haben leider nicht, wie unsere Väter, die unaussprechliche Wohlthat genossen, mit einer Wolke von Zeugen innerhalb unserer Kirche gegen deren Feinde kämpfen zu können, sondern vielmehr sind gerade die, welche mit uns den lutherischen Namen tragen, unsere heftigsten Gegner gewesen, welche uns, daß unsere Lehre die der evangelisch-lutherischen Kirche sei, haben abstreiten wollen. Als wir Lutheraner von America wieder das alte gute Banner unserer Kirche entfalteten und uns um dasselbe wieder in geschlossenen Reihen scharten, während um uns her Zwinglianismus, Schwärmerei und Rationalismus unter lutherischer Flagge segelten, da hieß es alsbald: Wieder eine neue Secte! Die Einen riefen: Ihr seid auf dem Wege nach Rom! die Andern: Ihr seid Unionisten! noch Andere: Ihr seid Independanten! wieder Andere: Ihr seid Pietisten, Schwärmer, Donatisten, Calvinisten! — und wer mag alle die Secten nennen, die mit uns aufstanden und neu geworden sein sollten? Kurz, alles sollten wir sein, nur nicht, was wir allein sein zu wollen selbst erklärten — Bekenner der Lehre der Reformation, Lutheraner. Was konnten und mußten wir nun thun, wollten wir uns nicht zu einer Secte stempeln lassen? Wir mußten, so lange man uns den Charakter, treue Lutheraner zu sein, absprach, fort und fort das theure Bekenntniß und die alten unbestritten treuen Lehrer unserer Kirche aufrufen, als unsere Zeugen für uns aufzutreten.“¹⁾ So Walther selbst! Uebrigens ist noch ein anderer Grund anzuführen, um die Form der theologischen Arbeiten Walthers zu erklären. Er glaubte, daß es ein Gewinn für die Sache sei, wenn er seine eigenen Worte vor denen der alten Theologen zurücktreten lasse. Er meinte, daß diese von den einzelnen Lehren besser reden könnten, als er selbst. Wir sind fest überzeugt, daß Walther hier in Etwas im Irrthum war. Walther steht, was geistliche Erfahrung, theologische Gelehrsamkeit, logische Schärfe und die Gabe der Darstellung betrifft, den meisten alten Theologen unserer Kirche sicherlich nicht nach; viele derselben übertrifft er, nach unserer Meinung, in diesen Stücken. Zur Begründung unseres Urtheils berufen wir uns auf die selbständigen Lehrausführungen, welche Walther den Darlegungen der Alten entweder vorausschickte oder folgen ließ. Walthers eigene Ausführungen stehen hinter denen der alten Lehrer, was Klarheit und Schärfe der Auffassung betrifft, nicht nur nicht zurück, sondern oft macht vor Allem die Walther'sche Darlegung die Sache erst recht klar.

1) L. u. W. 21, 66.

Uebrigens ist, wenn man Walthers Stellung zu den Lehrern der alten lutherischen Kirche recht auffassen will, noch Folgendes wohl zu beachten: Wenn Walther auch mit großer Verehrung zu den Theologen der alten lutherischen Kirche ausblickte, so machte er doch unter diesen einen großen Unterschied. Die Theologen des 17. Jahrhunderts stehen ihm hinter denen des 16. Jahrhunderts zurück. Zwar haben, nach ihm, die ersteren einzelne Punkte der Lehre in ein helleres Licht gesetzt und einzelnen Punkten auch eine genauere Fassung gegeben. Aber durch die in dieser Zeit versuchte Systematisirung der Lehre hat die Reinheit derselben hie und da schon gelitten. Walther wollte eine Rückkehr zur Theologie des 16. Jahrhunderts, vor Allem zur Theologie Luthers und der lutherischen Bekenntnißschriften. Er schreibt, ebenfalls im Jahre 1875: „Uebrigens kennen die uns nicht, welche unsere Theologie die des 17. Jahrhunderts nennen. So hoch wir die immense Arbeit schätzen, welche die großen lutherischen Dogmatiker dieser Periode gethan haben, so sind doch eigentlich nicht sie es, zu denen wir zurückgekehrt sind, sondern vor Allem unsere theure Concordia und Luther, in welchem wir den Mann erkannt haben, den Gott zum Moses Seiner Kirche des Neuen Bundes erkoren hat, seine in die Knechtschaft des Antichrists gerathene Kirche, die Rauch- und Feuer säule des goldreinen und lautereren Wortes Gottes voran, aus derselben auszuführen. Die Dogmatiken jener Zeit, so unermeslich reiche Schätze der Erkenntniß und Erfahrung auch darin aufgespeichert sind, so daß wir mit Lust und Freude Tag und Nacht daraus lernen, sind doch weder unsere Bibel noch unser Bekenntniß, vielmehr gewahren wir selbst in ihnen schon hie und da eine Trübung jenes Stromes, der im 16. Jahrhundert so krystallhell hervorsprudelte.“¹⁾ Walther wollte vornehmlich ein treuer Schüler Luthers sein, „dessen Schriften er zu seinem Hauptstudium gemacht zu haben bekennt“. In Luther sieht er nicht einen Theologen neben andern, sondern den von Gott selbst auserwählten Reformator der Kirche und Offenbarer des Antichrists. „Wäre es nun nicht“ — ruft er aus²⁾ — „unaussprechlicher Undank gegen Gott, der uns diesen Mann gesandt hat, wenn wir auf seine Stimme nicht hören wollten? Dann hätten wir die Zeit nicht erkannt, darinnen Gott uns heimgesucht hat. . . . Gott macht die Christenheit dafür verantwortlich, wenn sie diesen Mann nicht als den Reformator der Kirche erkennt. . . . Wehe der Kirche, wenn sie Gottes Werkzeug nicht gebrauchen, sondern daran vorüber gehen will. Eine Kirche, in welcher Luthers Schriften nicht zunächst von Pastoren und dann auf deren Antrieb von den gemeinen Christen studirt werden, hat gewißlich nicht Luthers Geist, und Luthers Geist ist der reine evangelische Geist des Glaubens, der Demuth, der Einfalt.“

F. P.

1) L. u. W. 21, 67.

2) L. u. W. 33, 305 f.

Eine Stöcker'sche Kritik des „evangelischen Staatskirchenthum“.

Der bekannte Hof- und Domprediger Stöcker schreibt in der von ihm herausgegebenen „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ über den Zustand der sogenannten evangelischen Landeskirchen: „Es steht nicht gut um das hergebrachte evangelische Staatskirchenthum. Das ist der Eindruck, der sich jedem unbefangenen Nachdenkenden mit erschütterndem Ernste aufdrängt. Vielleicht wird in den regierenden Kreisen unserer Landeskirchen die kritische Lage nicht lebhaft genug empfunden; man steht täglich und stündlich viel zu sehr in den laufenden Geschäften, als daß man den Mangel des kirchlichen Lebens so stark fühlen sollte, wie der, welcher es mit den freien Kräften der christlichen Gegenwart zu thun hat. Die Staatskirche hat geringen Einfluß und wenig Triebkraft; die Triebkräfte des religiösen Lebens aber haben schwache Beziehungen zur Kirche: so könnte man den bedenklichen vorhandenen Zustand charakterisiren. . . .

„Von der staatlichen Obrigkeit selbst werden die Staatskirchen nicht genug geachtet. Man sieht in ihnen eine Stätte büreaukratischer Unbeholfenheit, parteilichen Gezänks und unpraktischer Theorien. Jetzt eben wieder stellt sich die Regierungspresse in beinahe wilder Leidenschaft auf die Seite einer politischen Partei, welche ihren Wahlkampf mit dem wüsten Schimpfen auf ‚Nucker, Frömmeler und Heuchler‘ einleitet. . . . Ein anderes Mal ist das anders. Da paßt es vielleicht in den Gang der Politik, die strengste Orthodoxie zu begünstigen; dann werden die milder Gesinnten zurückgestoßen. Die Kirche aber schwankt in diesen fremden Strömungen hin und her wie ein Schiff, dem Steuer und Kompaß fehlen. Sie sollte in Fluth und Ebbe, in Sturm und Stille der öffentlichen Meinung das feste Fahrzeug sein, welches seinen Kurs durch Klippen und Strudel sicher hindurchsteuert; statt dessen wird sie in die Brandung politischer Leidenschaften mit hineingezogen, weil die weltlichen Mächte die Kirche als ein Stück des Staatswesens, als die religiöse Seite des gesammten Volkslebens ansehen und von diesem Gesichtspunkte aus regieren. Man bedenke nur, durch welche Zeitläufe unsere Kirche, immer parallel mit den Ereignissen der Politik, hat gehen müssen. Neue Aera, Mühlener'sche Periode, Falk'sche Zeit, Kulturkampf, Waffenstillstand, Friede und intimes Verhältniß mit Rom; so ging es auf und nieder. Und das geschah unter einem Monarchen, welcher der Kirche freundlich gesinnt und dem leitenden Staatsmann gegenüber selbständig war. — Gewisse Kirchenpolitiker werden nicht müde, zu wiederholen, daß die Kirche am Summepiscopat der weltlichen Obrigkeit die Bürgschaft ruhiger und gesicherter Entwicklung habe. Wir haben nie begriffen, daß man solche Gedankenlosigkeiten für Wahrheit ausgeben kann. Das landesherrliche Kirchenregiment wird bei dem heutigen Verhältnisse

der Kirche zum Staat sehr selten irgend etwas von der Kirche abwehren können, was nach dem Laufe der Politik erforderlich erscheint, und der Kirche sehr wenig Gutes erweisen können, was den leitenden Gedanken der Staatsregierung nicht entspricht. Abgesehen von dem Kaiserparagraph hat Kaiser Wilhelm das Civilstandsgesetz, das ihm zuwider war, einfach sanctionirt; der evangelischen Kirchenverfassung hat er von den prinzipiellen Fehlern, die er erkannte, keinen ersparen können; vor dem Kulturkampfe die evangelische Kirche zu behüten, dem evangelischen Oberkirchenrath, seiner eigenen Behörde, dabei auch nur Gehör zu verschaffen, die geringe Entschädigung für den Ausfall an Stolgebühren zu bewirken, den in seinem Verlaufe so verhängnißvollen Friedensschluß mit dem Papst zu ändern, hat er nicht vermocht; die kirchliche Vertwahrlosung der Hauptstadt Berlin aber ist unter einem so wohlgesinnten Monarchen bis in's Unbegreifliche gewachsen. Muß dieser ergreifende Rückblick uns nicht die Ueberzeugung verschaffen, daß das Verhältniß unsrer Kirche zum Staate durchaus ungesund und ungenügend ist? Eben deshalb meinen wir, daß das Aufhören des Staatskirchenthums die erste Bedingung der Besserung in den kirchlichen Zuständen ist. Einrichtungen, die nicht mehr heilsam wirken, oder gar nicht wirken, haben in unserer schneidigen Zeit kein Recht auf Bestand. Ein Summepiscopat unter ministerieller Controlle und staatlichem Einfluß ist ein Unding. Wenn wir bei dem Beginn einer neuen Zeit für unser Vaterland das Wort des Propheten: Pflüget ein Neues! zum Lösungswort nehmen, so denken wir ganz besonders an die Nothwendigkeit der Kirche, eine Selbständigkeit zu erringen, die sie aus den Wirrnissen der Politik herausnimmt und ihr die Bethätigung des eigenen Lebens gestattet. Die Verquickung mit dem Politischen, die Gleichgiltigkeit weiter Volkskreise, das Schwanken der Kirchenpolitik, die Prinziplosigkeit kirchlichen Handelns wird erst dann aufhören, wenn die Kirche nicht mehr durch den Staat beherrscht ist. Auch der Haß der socialdemokratischen Arbeiterkreise, das Mißtrauen des Radicalismus wird ein gut Theil seiner Schärfe verlieren, wenn die Kirche als Staatsinstitut aufhört. Ebenso hoffen wir, daß die werthvollen Kreise, in welchen jetzt aus Verzweiflung an der Staatskirche die englisch amerikanischen (!) „Gedanken der Absonderung, der engeren Gemeinschaften herrschen, der Kirche größere Liebe zuwenden werden, wenn dieselbe wieder mehr eine Organisation geistlicher Offenbarung als eine Stätte weltlicher Staatsraison ist. Eben dies muß auch bei den bevorstehenden Landtagswahlen zum Ausdruck kommen. Die Begeisterung für kirchliche Freiheit, wie sie im Westen der Monarchie herrschend ist, hat wenig Werth, wenn sie bei den Wahlen Feinde dieser Freiheit auf den Schild hebt. Es ist eine große Verleumdung, wenn man den Positiven nachsagt, sie wollten ein evangelisches Centrum gründen oder mit dem katholischen Centrum gemeinsam die Staatsschule stürzen. Aber daß die kirchliche Selbständigkeit einen wichtigen Punkt ihrer politischen Ueber-

zeugung bildet, ist gewiß. Wer auf kirchlichen Versammlungen Freiheit fordert und für den Landtag Gegner der Freiheit wählt, der darf sich nicht wundern, wenn er nichts erreicht und von niemand ernst genommen wird.

„Bei dem Blick auf die Gegenwart könnte es scheinen, als seien wir von der Entwicklung zur Selbständigkeit weiter als je entfernt. Die Bestrebungen der kirchlichen Freiheit, welche auch auf den Synoden nur in homöopathischer Verdünnung zur Geltung kommen, scheinen in den Ministerien und Parlamenten gänzlich hoffnungslos. Wenig Geld, keine Freiheit! Das ist die Stellung der Regierung. Möglichst viel Geld, möglichst wenig Freiheit! das ist der Standpunkt der conservativen Partei im Ganzen, der einzigen, welche überhaupt den Gedanken der kirchlichen Selbständigkeit durchdenkt. Lieber weniger Geld, aber mehr Freiheit! das ist die Ueberzeugung einer kleinen Gruppe, die in Synoden und Parlamenten einen gewissen Einfluß, aber nur eine kleine Minorität hinter sich hat. Freiheit der Kirche um jeden Preis, auch wenn der Staat neue Mittel nicht mehr bewilligt! das ist offenbar das von Gott gewiesene Ziel, dem freilich bis jetzt nur wenige zustreben, das aber in naher oder ferner Zukunft verfolgt werden wird, erreicht werden muß. Das heißt nicht: los vom Staat!“ (!) „Die evangelische Kirche wird ihrer ganzen Natur nach ein großes Maß von Staatshoheit sich gern gefallen lassen, die gemischten Gebiete der Ehe, der Schule, der theologischen Facultäten“ (!) „in Frieden mit dem Staat ordnen und auch ihre Selbständigkeit nur gebrauchen, um dem Staat zu dienen. Das heißt auch nicht: weg mit dem landesherrlichen Kirchenregiment!“ (!) „Die evangelische Kirche, welche in der Obrigkeit eine Ordnung Gottes sieht, wird dieser Ordnung auch in Kirchensachen“ (!) „immer den gebührenden Einfluß gestatten und sich vor der ungeschichtlichen“ (!) „Anschauung hüten, als sei der Träger der Staatsregierung für die Kirche nichts anderes als ein schlichtes Glied der Kirche. Aber dahin wird es einmal kommen müssen, daß die Kirche, frei von der Staatsgewalt und der juristischen Bevormundung, ihre Verfassung selber schafft, ihre Verwaltung selber bestellt, ihre Gesetze selber beschließt, und daß den Staatsregierungen die Wahrung der staatlichen Interessen, den Landesherren die der Bedeutung ihrer Stellung gebührende Macht verbleibt. Eine andere Lösung ist für den confessionslosen Staat, für das constitutionelle Königthum nicht mehr möglich. Mag der Weg, der dahin führt, ein halbes Jahrhundert dauern. Aehnlich wie der Gedanke der constitutionellen Monarchie über Nacht die Herzen ergriff und schnell zum beherrschenden Gedanken Europa's wurde, so wird auch das Aufhören des Staatskirchentums einmal die Geister durchdringen, und man wird sich wundern, daß man die Unnatur dieses für das moderne“ (warum bloß für das „moderne“?) „Völkerleben unbrauchbaren Zustandes nicht früher erkannte. Dann werden sich auch Fürsten finden, wie Friedrich Wilhelm IV., die ihre beherrschende Stellung in der Kirche

als unchristlich und unrecht — so sagte der König — anerkennen und den unhaltbaren und von Ministern abhängigen Summepiscopat gern mit einem wirksamen und einflußreichen Patronat über die Kirche vertauschen. Die Freiheit der Kirche, das haben die Staatsmänner des Jahres 1848, die liberalen wie die conservativen, richtig erkannt, gehört zu der Entwicklung des neuen Staatslebens. Sie sind zu abstract, zu schnell, zu unhistorisch gewesen und haben deshalb“ (?) „vielfach gefehlt. Aber ihr Grundgedanke war richtig, und die Zukunft wird zeigen, daß die Schwierigkeiten des Verhältnisses von Staat und Kirche sich nur auf dem Wege der kirchlichen Freiheit lösen lassen.“

So weit Hosprediger Stöcker. Stöcker hat nicht nur die Schäden des Staatskirchentums besser erkannt, als die meisten seiner landeskirchlichen Collegen, sondern er hat auch den Muth, offen Kritik zu üben. Dennoch ist die Stöcker'sche Position noch unklar, widerspruchsvoll und darum unhaltbar. Er will Freiheit der Kirche vom Staat, und doch will er noch ein landesherrliches Kirchenregiment beibehalten wissen: dem landesherrlichen Kirchenregiment soll „auch in Kirchen sachen immer der gebührende Einfluß“ verbleiben. „Der Träger der Staatsregierung“ soll nicht bloß als „Glieder der Kirche“, sondern eben auch als „Träger der Staatsregierung“ in der Kirche sein und in der Kirche etwas zu sagen haben. Wie sich das mit der Freiheit der Kirche vom Staat verträgt, wird niemand einsehen können. Dr. Stöcker ist durch die schreienden Uebelstände, welche ihm vor Augen liegen, zu der Einsicht gekommen, daß das gegenwärtige Staatskirchentum „ein Unbeing“ sei. Aber die Grenzen zwischen Kirche und Staat liegen ihm noch im Unklaren. Daß Kirche und Staat zwei durchaus verschiedene Regimente seien, die man „nicht ineinander mengen und werfen“ dürfe (Augsb. Conf. Art. 28), hat er noch nicht erkannt. Was Stöcker als eine „ungeschichtliche Anschauung“ abweist, daß nämlich der Landesfürst nur als Glied der Kirche in der Kirche sei, das ist die Lehre des Wortes Gottes und der Kirche der Reformation. Wenn Gottes Wort einschärft, daß alle Glieder der Kirche Brüder und kein Bruder des andern oder der andern Meister sei (Matth. 23, 8.), wenn es in der christlichen Kirche nicht heißen soll: „Die weltlichen Könige herrschen“ (Luc. 22, 25.), wenn jedes Glied der Kirche nur Christo unterthan sein soll (Matth. 23, 8.), so ist damit klar gelehrt, daß der Landesfürst, wenn er gläubig oder ein Glied der Kirche ist, eben nicht als Landesfürst oder insofern er über Andern steht und etwas zu gebieten hat, in der Kirche ist, sondern als ein Christ, „als ein schlichtes Glied der Kirche“, das freilich sein Ansehen und seinen Einfluß der Kirche zu gute kommen lassen, aber nie sich herausnehmen soll, in der Kirche als Landesfürst etwas gebieten zu wollen. Luther sagt in einem Schreiben an Melanchthon vom Jahre 1530 von dem Bischof, der als Fürst der Kirche etwas gebieten wollte: „Da wäre er ein rechter Allotrioepiscopus oder ein Bischof, der in fremde Dinge greift; und wenn

wir ihm darinnen den Willen ließen, so wären wir gleiches Kirchenraubes schuldig. Hier muß man eher das Leben lassen, als solche Gottlosigkeit und Unrecht gestatten.“ (Walch XVI, 1207.) Und von der Ausübung eines besonderen Rechtes in der Kirche, dem Recht, Prediger und Lehrer zu berufen, sagt Luther: „Wenn die Obrigkeit gläubig und ein Mitglied der Kirche ist, so beruft sie, nicht weil sie Obrigkeit ist, sondern weil sie ein Mitglied der Kirche ist. Denn: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“¹⁾

Stöcker will als loyaler Preuße und Deutscher zwei Dinge mit einander vereinigen, die sich nicht mit einander vereinigen lassen: er möchte gerne die gänzliche Freiheit der Kirche von der Staatsgewalt und doch auch zugleich den Landesfürsten als Landesfürsten, nicht bloß als schlichten Christen mit in die Kirche hinübernehmen. Das geht nicht. Der Landesfürst als Landesfürst in der Kirche leidet nicht die Freiheit der Kirche, und die Freiheit der Kirche macht den Landesfürsten als Landesfürsten in der Kirche unmöglich. Auch die Glieder der Kirche können und sollen dem Landesfürsten, nicht insofern sie Glieder der Kirche, sondern insofern sie Bürger sind, unterthan sein. Wollen sie auch, insofern sie Glieder der Kirche sind, dem Landesfürsten unterthan sein, so setzen sie damit schon an ihrem Theil Christum als ihren einigen Herrn und Meister ab. Friedrich Wilhelm IV. hatte ganz recht, wenn er die Herrscherstellung der Fürsten in der Kirche als unchristlich und unrecht bezeichnete. Wie es von einem Fürsten unchristlich, ja, gottlos ist, wenn er als Fürst in der Kirche etwas gebieten will, so ist es auch unchristlich und gottlos, wenn die Christen als Christen von dem Fürsten sich etwas gebieten lassen wollten. Aber diese Wahrheit, welche der „evangelischen“ Kirche durch Luthers Dienst aus Gottes Wort erschlossen wurde, ist in Deutschland ganz allgemein vergessen. Ganz allgemein dagegen macht man den Schluß, welchen auch Hofprediger Stöcker vorlegt: „Die evangelische Kirche, welche in der Obrigkeit eine Ordnung Gottes sieht, wird dieser Ordnung auch in Kirchensachen immer den gebührenden Einfluß gestatten.“ Wenn man nicht wüßte, daß diejenigen, welche so etwas schreiben, selber Verführte sind — Verführte durch die herrschende Theologie —, so könnte man nur das Gefühl des Zorns hegen gegen Leute, die unter Berufung auf Gottes Ordnung, und somit unter dem Schein der Frömmigkeit Gottes Ordnung greulich verkehren und im Grunde Gottlosigkeit lehren. Die evangelische Kirche, das ist, die Kirche der Reformation, sieht in der Obrigkeit allerdings Gottes Ordnung, aber eine solche Ordnung Gottes, welche nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerlichen Gewalt mit dem Schwert und leiblichen Pönen zu schützen hat (Augsb. Conf.). Weil nun die „evangelische“ Kirche die weltliche Obrig-

1) Citirt in Walthers, Die rechte Gestalt einer vom Staate unabhängigen Ortsgemeinde, S. 8.

keit als eine solche Ordnung ansieht, so wird sie sich von derselben in Kirchensachen nichts befehlen lassen, um nicht von Christo abzufallen, der in der Kirche Alleinherrscher sein will durch sein Wort. — Diejenigen, welche durchaus den Landesfürsten als Landesfürsten in der Kirche haben und „gebührenden Einfluß“ ausüben lassen wollen, bedenken übrigens auch nicht, daß den Landesfürsten der christliche Glaube nicht von Natur anhaftet, noch ihnen bei der Thronbesteigung eingegossen wird. So ist die Möglichkeit vorhanden, daß ein radical ungläubiger Fürst, wie König Friedrich II. von Preußen, auf den Thron und damit „in die Kirche“ kommt und „gebührenden Einfluß“ ausübt, wenn — ja, wenn nun einmal der Landesfürst als Landesfürst in der Kirche sein soll. F. B.

B e r m i s c h t e s .

Bugenhagens Briefwechsel. Dem vor vier Jahren durch die Historische Commission der Provinz Sachsen in zwei Bänden veröffentlichten Briefwechsel des Justus Jonas sowie der im vorigen Jahre durch Prof. M. Lenz beendigten Herausgabe der Correspondenz Bucers mit dem Landgrafen Philipp (zwei Bände, Leipzig 1880—87) ist vor Kurzem die Publication der Briefe eines weiteren Mitarbeiters an der Reformation gefolgt. „Dr. Johannes Bugenhagens Briefwechsel. Im Auftrage der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben durch Lic. D. Vogt (ev. Pf. zu Weitenhagen bei Greifswald)“, lautet der Titel dieses Werks,¹⁾ das unter den neueren Beiträgen zur reformationshistorischen Literatur eine hervorragende Stelle einnimmt. Die etwas über 300 Nummern haltende Sammlung, an deren Herausgabe Lic. Vogt aufopfernden Fleiß und rühmliche Sorgfalt gewendet, bietet eine beträchtliche Zahl bisher unpublicirter Briefe, Buchinschriften und sonstiger Aufzeichnungen des Gehilfen Luthers aus den Jahren 1512—58, und zwar diese sämmtlich in vollständigem Abdruck ihrer Texte. Von den an Bugenhagen gerichteten Schreiben aus den weiten Kreisen seiner Umgebungen sind der Hauptsache nach nur diejenigen Luthers und Melancthons — deren allerdings eine nur geringe Zahl ist — im vollen Wortlaut wiedergegeben, andere wenigstens auszugsweise, die meisten endlich nur in Gestalt kurzer Inhaltsangaben. Da auf solche Weise das Beschränktbleiben des Werks auf den Einen handlichen Band erreicht werden konnte, wird man dieses abkürzende Verfahren des Herausgebers gern gutheißen. Obendrein liegt ein beträchtlicher Theil der übergangenen Briefe an Bugenhagen bereits anderwärts gedruckt vor; so namentlich die zahlreichen des Königs Chri-

1) Stettin, Commissionsverlag von L. Saunier. XX, 636 S.

ftian III. von Dänemark in den seit 1852 vom Kopenhagener Königl. Geheim-Archiv veröffentlichten „Jahresberichten“ (Aarsberetninger). Außer mit diesem König, dessen Hauptgehilfe und -stütze bei der Durchführung der Reformation in Dänemark (1537) er bekanntlich gewesen, hat Bugenhagen besonders mit Herzog Albrecht von Preußen zahlreiche Briefe gewechselt. Desgleichen richtete er einige an dessen Gemahlin Dorothea, eine dänische Prinzessin; ferner mehrere an seinen Landesherrn Kurfürst Joh. Friedrich, an Herzog Franz v. Lüneburg, an Fürst Joachim v. Anhalt, an verschiedene Stadträthe und sonstige Behörden, sowie endlich eine verhältnißmäßig nicht große Anzahl an theologische Collegen in Nah und Fern. Wegen dieses vergleichsweisen Zurücktretens des theologischen Elements in dem Inhalt der Briefe wird das culturhistorische Forschungsinteresse durch das in der Sammlung Gebotene fast mehr in Anspruch genommen, als das im engeren Sinne reformationsgeschichtliche, zumal das dogmengeschichtliche. Doch wird auch der im Hinblick auf die letzteren Gebiete das Buch Durcharbeitende manchen Gewinn daraus zu entnehmen im Stande sein. Durch die den einzelnen Briefen da, wo dies nöthig erschien, beigegebenen Spezialerläuterungen, sowie durch eine am Schlusse auf vierzig Seiten hinzugefügte präcise „Chronologische Uebersicht zu Bugenhagens Leben und Schriften“ (S. 581—622) hat der Herausgeber sich den besonderen Dank seiner Leser verdient. (Nach der Eb. Rztg.)

Ein neuer Luthersfund. In No. 35 des Leipziger Theologischen Literaturblattes findet sich folgende Mittheilung und Recension: „Tschackert, Dr. th. u. phil. Paul (ord. Prof. der Kirchengeschichte in Königsberg), Unbekannte handschriftliche Predigten und Scholien Martin Luther's, aufgefunden, beschrieben und untersucht. Berlin 1888, Reuther (IV, 72 S. gr. 8.). 2 Mark. — „In einem handschriftlichen Codex aus dem Besitze des Königsberger Predigers Johannes Polian der († 1541), welcher bis 1522 als Ludimagister die gelehrte Thomasschule zu Leipzig geleitet hatte, befinden sich siebenundneunzig Predigten, theils in Nachschriften, theils in Auszügen, ferner Scholia in librum Genesis, Kapitel 1—34. Die Predigten gehören alle in die Jahre 1519 bis 1521, die Scholien in das Jahr 1523. Beide sind bis jetzt Polian der zugesprochen. Ich spreche sie ihm alle ab und beweise Luther's Autorschaft für alle Predigten und alle Scholien, die der Codex enthält.“ Mit diesen Worten leitet Tschackert die Broschüre, in welcher er seinen hochinteressanten Fund unbekannter Lutherana beschreibt und untersucht, ein. Der Fund zerfällt in drei Theile: 1. 70 Predigten vom 23. October 1519 bis zum 2. April 1521; 2. Auszüge aus 40 Predigten vom 19. August 1520 bis zum 1. April 1521; 3. Scholien zu Gen. 1—34. In streng methodischer Weise untersucht der Herausgeber je für die einzelnen Theile zunächst die Frage, ob ein Verfasser für dieselben anzunehmen ist, beweist, daß Polian der Verfasser nicht sein könne, es vielmehr Luther sein müsse. Gegen die Be-

weisführung wird sich kaum etwas einwenden lassen. Wir haben es also mit einer werthvollen Bereicherung des uns von Luther überlieferten Predigtmaterials zu thun, für welche wir dem glücklichen Finder von Herzen dankbar sein müssen. Einige Bemerkungen, nur Einzelheiten betreffend, seien uns gestattet. Da der Herausgeber nur Anfang und Ende der Predigten mittheilt, so hat es seine großen Schwierigkeiten, zu controliren, ob wirklich sämtliche Predigten ‚unbekannt‘ sind. Gewiß nicht ist dies der Fall mit der Predigt LXIII. Diese ist vom Referenten bereits in der Weimarer Ausgabe (Vd. 4, S. 694 ff.) aus einer Zwidauer Handschrift mitgetheilt worden. Hier dürfte Anfang und Ende, wie Tschackert dieselben bietet, bereits den Beweis der Identität liefern. In der Weimarer Ausgabe lautet der Anfang: ‚Sermones istri nostro saeculo novi sunt antea non auditi, quod peccatum sit non credere in Christum, justitia sit Christum ire ad patrem et jam non videri, judicium sit principem hujus mundi jam esse judicatum. Quare haec tria ordine videamus.‘ In dem Cod. Regiom. heißt es (Tschackert S. 46): ‚Novi plane sunt hi sermones et ante in mundo non auditi: Quod peccatum sit non credere in Christum: justitia sit Christum ire ad patrem et jam non videri; judicium sit principem hujus mundi jam judicatum esse. Quare haec tria per ordinem excutiamus.‘ Der Schluß lautet dort: ‚Summa summarum: Credere in Christum est salus, credere, inquam, fortiter et omnia mundi relinquere; deinde ex vero corde crucifigere carnem, cum timore et tremore salutem operari.‘ Hier: ‚Summa summarum est, credere in Christum est salus, credere, inquam, fortiter; deinde ex vero corde crucifigere carnem cum Christo; cum timore et tremore salutis [doch wohl nur Befehle für salutem] operari.‘ Trotzdem ist werthvoll, daß der Königsberger Codex uns die Zeitbestimmung ermöglicht, und daß derselbe, wenigstens voraussichtlich, textkritisch wichtig ist. Weniger werthvoll dürften die Scholia in librum Genesis sein. Dieselben sind nicht, wie Tschackert behauptet, die ‚einzige lateinische Handschrift dieser deutschen Vorträge Luther's vom Jahre 1523‘. Deutsche und zum Theil neben den deutschen auch lateinische Handschriften (von Stephan Roth) der Genesispredigten befinden sich in Zwidau. Vgl. des Ref. Poach's Predigtsammlung I, S. XXIII und ‚Theol. Studien und Kritiken‘ 1887, S. 737 ff. Hoffentlich bietet uns Tschackert recht bald den vollständigen Text seines Fundes. Uebrigens sei an dieser Stelle bemerkt, daß Referent bereits vor längerer Zeit (nicht in Zwidau) zu den circa 500 in der Zwidauer Rathsschulbibliothek vor fünf Jahren entdeckten gleichfalls eine Reihe noch unbekannter Predigten Luther's fand, und zwar die von Luther seit dem ersten Advent 1525 bis zum dritten Osterfeiertag 1526 gehaltenen. Vielleicht bietet sich später Zeit und Gelegenheit, ausführlich von diesem Funde Mittheilung zu machen. Zwidau. G. Buchwald.“

Neues vom heiligen Crispin. Die weltbekannte Legende vom heiligen Crispin gehört nun auch zu den Geschichtslügen. Die römische Philologie hat ihn vom Makel des Diebstahls völlig gereinigt. So schreibt das Katholische Sonntagsblatt vom 3. Juni: „Aber etwas ärgert mich, nämlich die Dummheit oder Bosheit, welche unsern Schutzpatron, den heiligen Crispinus, zum Diebe machte. Es heißt von ihm in der Legende, ‚er stal das Leder für die Armen‘; das Wort ‚stal‘ heißt aber im Mittelhochdeutschen nicht stehlen, sondern stellen; also er ‚stellte das Leder für die Armen zurecht.‘“ Ja, man muß nur Mittelhochdeutsch verstehen!

(Die christl. Welt.)

Ein deutliches Pabstbild. Die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ berichtet: Das Pabstjubiläum hat eine schreckliche Uebersfluthung von mäßigen, schlechten oder geschmeichelten Bildern des Tiarasträgers mit sich gebracht, die in Tausenden von Exemplaren durch die Pilger mit und ohne päpstlichen Segen über die Alpen zurückzogen. Auch andere den Pabstinteressen dienende Bilder wurden vervielfältigt und in den Handel gebracht, z. B. das für römische Dogmatik bezeichnende Bild, auf welchem Leo XIII. die Königin des Rosenkranzes oder die Madonna von Lourdes knieend und mit gefalteten Händen verehrt. Das Ueberraschendste aber ist folgende künstlerische Leistung. Man sieht den Pabst in vollem Ornat demüthig knieen, und Christus setzt ihm die von Urban VIII. erfundene Tiara auf's gebeugte Haupt. Eine Erweiterung der Pabstlegende von den petrinischen Schlüsseln. Doch das Beste kommt noch. Weil der geneigte Beschauer das Bild nicht in seinem vollen Umfange würdigen könnte, steht wörtlich darunter gedruckt in italienischer Sprache: „Ich bin Iesus Christus, der Sohn Gottes, und dieser hier ist der Pontifex Leo XIII., mein Stellvertreter, er, dem ich alle meine Fähigkeiten (Befugnisse? *facoltà* kann beides heißen) für die Regierung meiner Kirche mittheile. Wisse also, o Menschenkind, wer du auch seiest, daß wer seinen (des Pabstes) Lehren folgt, sich mit mir in voller Uebereinstimmung befindet, und daß wer sie (die Lehren des päpstlichen Stuhles) verachtet, mich selbst verachtet, mich, den allmächtigen Gott, der ich die Quelle alles irdischen und ewigen Gutes bin, und von welchem allein der Einzelne, die Familie, die Königsreiche, das Menschengeschlecht hoffen kann, das zu erreichen, was zum Besitze wahrer Glückseligkeit vonnöthen ist.“

„Wissenschaftliche“ Narren. Auf dem „Congreß der deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ hat ein gewisser Professor Schaaffhausen (Bonn) unter Anderem Folgendes gesagt: „Was den Ursprung des Menschen betrifft, so meint mancher Philosoph, derselbe werde ewig ein Geheimniß bleiben. Allein unsere Wissenschaft hat schon manches Licht in das Dunkel dieses Geheimnisses getragen, und ihr Licht wird nicht ablassen, tiefer hineinzubringen, bis das letzte Ziel erreicht ist.“

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Im „Lutheran Observer“ schreibt J. G. M. von der Synode von Virginia, diese Synode „habe sich selber geehrt“, indem sie einstimmig den Antrag eines andern Körpers, mit Nicht-Lutheranern nicht mehr Kirchengemeinschaft zu pflegen und zu gestalten, verwarf. J. G. M. meint: Die Leute, welche in's 16. Jahrhundert gehören, haben keinen Halt in der Synode! Was nach J. G. M.'s Meinung für die Virginia-Synode eine Ehre ist, ist für dieselbe eine Schande vor Gott, weil Gott in seinem Wort ausdrücklich gebietet, daß man alle Irrlehrer meiden soll, und damit auf's Strengste verbietet, mit denselben Kirchengemeinschaft zu pflegen. F. P.

Die deutsch-amerikanische Katholikenversammlung. Die „zweite deutsch-amerikanische Katholikenversammlung“ tagte zu Cincinnati, Ohio, am 3. und 4. September. Mit dem „Katholikencongreß“ in Freiburg, Baden, hatte die Cincinnatier Versammlung nicht nur Zeit, sondern auch Haltung und Tendenz gemeinsam. Ueberall, wo jetzt papistische Massenversammlungen inscenirt werden, wird von den papistischen Machern ein Interesse in den Vordergrund geschoben: Die weltliche Herrschaft des Papstes. Mit einer Unverschämtheit sonder Gleichen wird die Sache so dargestellt, als ob es im Interesse der einzelnen Staaten und der ganzen Welt liege, daß Leo XIII. wieder ein weltliches Reich bekomme, und daß es daher auch die Pflicht Aller und der Einzelnen sei, für die Wiederherstellung des Kirchenstaates zu wirken. So auch bei der Katholikenversammlung in Cincinnati. Windthorst war eingeladen worden, die Versammlung mit seiner Gegenwart zu beehren. Derselbe war nicht erschienen, legte aber in einem Schreiben, in welchem er sein Nichtkommen entschuldigte, der Versammlung die Sorge für das weltliche Reich des „heiligen Vaters“ an's Herz. Im Namen der Katholiken Deutschlands führte in Cincinnati ein kleineres Licht aus der Centrumspartei, der Reichstagsabgeordnete Dr. Lieber, das Wort. Aus Lieber's Rede setzen wir, nach dem Bericht des „Cincinnati Volksfreund“, einige Stellen hierher. Nachdem Lieber sich „als Vertreter der Katholikenversammlung, welche im Heimathlande in Freiburg tagt“ eingeführt und der amerikanischen Versammlung jene deutsche, „welche ihren Wortführern folgt und entschlossen ist, alles, was diese Wortführer sagen, zu bestätigen und zu verfechten“ als Muster vorgestellt, auch gelogen hatte, daß „im alten deutschen Vaterlande“ die Katholiken leider noch vergeblich sich nach der Religionsfreiheit sehn, fuhr er fort: „Die Beschlüsse Ihrer Generalversammlung von deutsch-amerikanischen Katholiken, alle Zurufe derselben bezeugen es: Sie wollen in religiöser Beziehung nichts anders sein, als Katholiken und daher richtet sich Ihr Blick nach Rom, dem erhabenen Oberhaupte unserer heiligen Kirche. Sie werden am Schluß dieser Versammlung einer vorbereiteten Resolution jubeln, durch welche Ihre kindliche Liebe dem heiligen Vater ausgedrückt wird. Wie die Freiburger deutsche Katholikenversammlung, so wird auch die Cincinnatier deutsche Katholikenversammlung die weltliche Selbständigkeit des Papstthums öffentlich vor der gesammten Welt fordern und sie werden diese Selbständigkeit nicht anders (?) verwirklicht haben, bis daß der heilige Vater in Rom seine vollkommene territoriale Souveränität erlangt. . . Was wir Katholiken Deutschlands durch den Muth unserer deutschen Glaubensgenossen in Amerika erreichen können, das haben wir erkannt und das erkennen wir dankbar an. Wir fordern daher jetzt mit der entschiedensten Rücksichtslosigkeit die territoriale Unabhängigkeit des heiligen Vaters in Rom, wir fordern es umsomehr rücksichtsloser, als unsere Gegner jetzt bestrebt sind, dem heiligen Vater den Mund zu schließen. (Großartige Begeisterung des

Hauses.) Je mehr die Feinde den heiligen Vater umdrängen, um so tapferer werden sich seine Söhne in der ganzen Welt um ihn schaaren. . . Es gibt keinen deutschen Katholicismus, keinen englischen oder irländischen Katholicismus, keinen polnischen Katholicismus, sondern nur einen römischen Katholicismus." (Applaus.) — Nachdem Vöber einer engeren Verbindung der deutschen Katholiken dieses Landes mit den Katholiken englischer Zunge das Wort geredet hat, fährt er fort: „Wenn dieser große Gedanke ausgeführt ist, dann wird die Idee des großen Staatsmannes Windthorst verwirklicht werden können, der in der Abhaltung eines katholischen Weltcongresses sein Endziel hat, und wir können dann unsere Forderung aus dem Munde aller Katholiken der Erde bestätigt sehen; die Forderung für vollständige Selbständigkeit, für territoriale Unabhängigkeit und Freiheit des Bistthums. — Verehrte Versammlung! Vereinigen Sie sich mit mir, dem fremden Bruder aus dem alten Vaterlande, und stimmen Sie ein in den Hochruf: Hoch lebe Se. Heiligkeit, der glorreich regierende heilige Vater Papst Leo XIII. Se. Heiligkeit lebe hoch!“ — Eine großartige Begeisterung, berichtet der „Cincinnati Volksfreund“ weiter, ergriff das Haus, und aus über 6000 Menschenstimmen erschallte ein dreifaches Hoch auf den heiligen Vater in Rom. Die Musik, welche aus dem Cincinnati Orchester unter Leitung des Herrn Mich. Brand bestand, blies helle Fanfaren dazwischen und ein riesiger Enthusiasmus beselte die Versammlung, als das Orchester die Melodie zu „Die Wacht am Rhein“ intonirte, die unter solchen Verhältnissen eine ganz eigene Bedeutung erhielt. (!) — Die Versammlung hat die folgenden „Beschlüsse“ angenommen: „1. Die zweite amerikanisch-deutsche Katholikenversammlung spricht, wie die erste, auf das nachdrücklichste ihre Ueberzeugung dahin aus, daß die volle Unabhängigkeit des apostolischen Stuhles wie das gute Recht aller Katholiken, so die unerläßliche Vorbedingung zur freien Erfüllung der gottgewollten Aufgabe des erhabenen Oberhauptes der katholischen Kirche und damit der Entfaltung der segensreichen Thätigkeit dieser Weltkirche“ (!) „selbst ist; daß diese Unabhängigkeit aber ohne territoriale Souveränität des Papstes in keiner Weise gewährleistet erscheint. Sie fordert darum auch ihrerseits wiederholt und dringendst diese Souveränität sowohl im Namen der Gerechtigkeit und der Freiheit, als im Interesse der Selbständigkeit aller Katholiken und im wohlverstandenen Interesse auch aller Staaten, in denen Katholiken wohnen. Die neuesten Maßregeln des Ministeriums Crispi, insbesondere jene Bestimmungen des jüngst beschlossenen Gesetzbuches, welche die Rechte der Kirche und ihrer rechtmäßigen Obern auf's tiefste verletzen, bezeichnet die Generalversammlung mit dem heiligen Vater als eine solche Verschärfung der Unerträglichkeit seiner Lage, daß dadurch die Forderung seiner territorialen Unabhängigkeit von höchster und unaufschieblicher Dringlichkeit wird. Sie gibt ihrem Abscheu vor diesen neuen Gewaltacten empörten Ausdruck und kann von diesen nichtswürdigen Angriffen nur erneuten Anlaß nehmen, ihren vielgeliebten und hartgeprüften Vater und obersten Hirten um so inniger, hingebender und treuer der unbegrenzten Verehrung und des kindlichsten Gehorsams der amerikanisch-deutschen Katholiken zu versichern.“ — Nachdem in einem 2ten Beschluß dem „hochwürdigsten Episcopat“ in den Vereinigten Staaten ein Vertrauensvotum gegeben und in einem 3ten den „Mitbürgern jedweder Nationalität und Confession“ versichert worden ist, daß die „überzeugungstreuen Katholiken“ die hier herrschende Religionsfreiheit „zum Aufbau des Reiches Gottes hier auf Erden“ (scil. zum Aufbau des Papstreiches) verwenden werden, heißt es „4. Als Katholiken und als Deutsche uns mit unseren katholischen Brüdern im alten deutschen Vaterlande zur Förderung heiliger und theurer Interessen in andauernder Verbindung fühlend, insbesondere mit jenen glaubenstreuen und willensstarken Männern des Centrums, die unter der umsichtigen und tapferen Führung des Staatsministers Dr. Ludwig Windthorst den Kampf für eine segensreiche Freiheit nach jeder Richtung hin und vorzüglich auf dem für zeit-

liches und ewiges Wohl grundlegenden Gebiete unsres katholischen Glaubenslebens einem glorreichen Siege entgegenzuführen bemüht sind: erachtet die 2te A.-D. Katholikerversammlung es als ihre Ehrenpflicht, den katholischen Selben" (!) „im deutschen Reichstag und preussischen Landtag und insbesondere ihrem unüberwindlichen Führer wiederholt die bewundernde Anerkennung ihrer Verdienste um die heilige katholische Kirche und das deutsche Vaterland," (?) „und den innigsten Dank für die durch sie bewirkte Hebung des Namens der deutschen Katholiken in den Augen aller Nationen auszusprechen. Dem hochverdienten Mitglied des deutschen Reichstags und preussischen Landtags Dr. Ernst Maria Lieber für seine persönliche Gegenwart und Theilnahme am 2ten A.-D. Katholikentage unsern innigsten Dank ausdrückend, nehmen wir freudigst diese Gelegenheit seiner geehrten Anwesenheit wahr, um diesen unsern hohen Ehrengast mit der Ueberbringung dieser obgenannten Kundgebungen zu betrauen.“ — Der 5te Beschluß bezieht sich auf die Errichtung „eines Leo-Hauses zum Schutze deutscher katholischer Einwanderer als eines ewigen Denkmals an das 50jährige goldene Priesterjubiläum Leo's XIII.“ und auf „die zur Vollendung dieses so eminent christlichen Unternehmens noch benöthigte Geldsumme.“ Endlich heißt es: „6. Dem A.-D. Katholiken überall, wo es thunlich ist, die Gelegenheit zu bieten, in einer zur Erhaltung und Belebung seines heiligen Glaubens förderlichen, das Band der Bruderliebe enger knüpfenden und zur katholischen Thatkraft anspornenden Verbindung christlich-socialer Natur deutsche Geselligkeit mit katholischer Glaubensstreue zu vereinigen und so eines durch das andere zu stärken, glaubt die 2te A.-D. Katholikerversammlung kein geeigneteres Institut, insbesondere in den Städten, für unsere deutschen katholischen Männer und Jünglinge empfehlen zu können, als die sogenannten katholischen Casinos, worin am leichtesten erfüllt werden kann, was der Apostel empfiehlt, daß der Christ sein gesammtes tägliches Leben, auch die Erholung nicht ausgenommen, heiligen und alles im Herrn thun soll.“ — Der „heilige Vater“ wird nicht verfehlen, über die Cincinnatier Beschlüsse ebenso gerührt zu sein, wie über die Freiburger. In einer Depesche lesen wir nämlich: „In einem Schreiben an Herrn Müller von Coblenz, den Präsidenten des letzten Katholikencongresses in Freiburg, spricht der Papst seinen Dank für die Beschlüsse zur Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft aus und sagt, daß ihm diese Beschlüsse Trost und Aufmunterung inmitten der ihm aus einem langwierigen und gefährlichen Conflict erwachsenen Leiden und Sorgen gebracht hätten.“ Schmalzdische Artikel: „Conscientia ist bei ihnen“ (dem Papst und den Seinen) „nichts, sondern Geld, Ehre und Gewalt ist's gar.“ F. P.

II. Ausland.

Der neueste Thümmelsche Conflict. In Aachen sind vom 10.—24. Juli d. J. wiederum die „großen Heiligthümer“ öffentlich gezeigt worden, was zu einer großen „Aachener Heiligthumsfahrt“ Veranlassung gegeben hat. Die großen Aachener Heiligthümer sind nach dem Bericht der Berliner papistischen „Germania“ ein gelblich-weißes, aus Baumwolle fein gewebtes Kleid der Jungfrau Maria, ein prachtvolles, herrliches Gewand; die Windeln, worin Christus in der Krippe eingewickelt war, ein bräunlich-gelbes filzartiges Wollenzug, dreidoppelt zusammengefaltet und an einem Ende, wie ein Halskragen, rund umgeschlagen; das Tuch, in welches der Leichnam des heiligen Johannis des Täufers nach dessen Enthauptung von seinen Jüngern eingewickelt war, mit noch sichtbaren Blutspuren; das Tuch, welches die Leiden Christi umgab, als er den Kreuzestod litt, ein Gewand, einem Kittel ähnlich, noch sehr blutig und stellenweise wie mit geronnenem Blute getränkt. Daneben gibt es auch noch „kleine Heiligthümer“. In den „Mecklenburger Nachrichten“, denen Vorstehendes entnommen ist, heißt es weiter: Diese Reliquien werden öffentlich von den Gallerien dieses Münsters, unter Mitwirkung

nicht nur des Erzbischofs von Köln und der Geistlichkeit, sondern auch des Oberbürgermeisters und Stadtraths, den massenhaft herbeigeströmten Schaaren der Gläubigen vorgewiesen, Bevorzugten zum Kusse gereicht, der Menge gestattet, allerlei Gegenstände damit in Berührung zu bringen, und schließlich werden die seidenen Tücher, worin die Heiligthümer eingewickelt gewesen, in zerschnittenen Stücken den Andächtigen zur Erinnerung mitgegeben. Auch zu dem nahen Cornelimünster geht die Heiligthumsfahrt, wo ebenfalls große Reliquien aufbewahrt werden, das leinene Tuch, womit sich Jesus beim letzten Abendmahl umgürtete, ein Stück des Schweistuches, das im Grabe des Erlösers das Antlitz bedeckte, eines der Tücher, in welche man den Leichnam des Herrn bei der Abnahme vom Kreuz einwickelte, das Haupt, der rechte Arm und das Trinthorn des heiligen Cornelius, eine Partikel vom heiligen Kreuze u. A. — Der „Nachener General-Anzeiger“ Nr. 20 vom 13. Mai d. J. hat — jedenfalls von sehr sachkundiger (katholischer) Hand geschrieben — Folgendes über die sonderbare Ausstellung berichtet: „Es ist das (die Zeigung der Reliquien vom Thurme, der Brücke und den beiden Heiligthumscapellen herab) eine wunderbar großartige und eigenthümliche Ceremonie, erhalten, als ginge sie im Himmel vor, und einfach, als wäre die Welt mit Kinderseelen bevölkert. . . Der Christ kann mit Recht beim Anblick dieser heiligen Gewänder ausrufen: O Kleiderkammer, die den Gottmenschen im Mutterchooß, in der Krippe und am Kreuze bekleidete, bedeckte und tilge unsere Schuld und Mafel, bekleide und erfülle uns mit Heiligkeit und Gerechtigkeit, bereite und bewahre uns des Himmels Herrlichkeit und Seligkeit.“ Pastor Thümmel, welcher vom Solinger Zweigverein des Evangelischen Bundes zu einem Vortrag eingeladen war, machte am 27. Juli „Die Nachener Heiligthumsfahrt“ zum Gegenstand der Erörterung. Ueber die Versammlung, welche schließlich von dem Solinger Bürgermeister polizeilich aufgelöst wurde, berichten deutsche Blätter weiter: Die große evangelische Kirche ist bis auf den letzten Platz besetzt; mehr als 2000 Personen haben sich eingefunden. Vorher schon geht das bestimmt auftretende Gerücht, daß der Bürgermeister zu einer Auflösung schreiten wolle. Vor der Kirche steht ein Aufgebot von Polizeimannschaften bereit. In der Kirche selbst hat neben dem Altare, was wohl noch niemals in einer Kirche vorgekommen, der Bürgermeister des Ortes und der Polizeicommissar zur polizeilichen Ueberwachung sich eingefunden. Gegen 7½ Uhr tritt Pfarrer Thümmel ein. Der Vorsitzende des Ortsvereins des Evangelischen Bundes, Pfarrer Schürmann, läßt zunächst zwei Verse des Choral's „Ach bleib' mit deiner Gnade“ singen, nachdem vorher der Bürgermeister den Gesang hatte verbieten wollen. Die Verhandlungen darüber, ob überhaupt ein Choral gesungen werden dürfte oder nicht, hatten vor dem Altar angesichts der versammelten Gemeinde bereits in einiger Erregung stattgefunden. Der Bürgermeister verbot jeden Choral. — Alsdann theilt Pastor Schürmann mit, daß der Ortsverein des Evangelischen Bundes in Solingen die Versammlung für die Mitglieder und die Freunde des Vereins berufen hat, und ertheilt hiernach, als Vorsitzender des Vereins, Pastor Thümmel das Wort. Pastor Thümmel: Verehrte Mitglieder des Ortsvereins des Evangelischen Bundes für das ganze deutsche Reich und heute hier anwesende Freunde dieser Sache! Gestatten Sie mir zunächst, bevor ich zu meinem Thema eile, eine persönliche Bemerkung, die Ihre und meine Person angeht. Wir sind hier in einer Kirche, und immer, wenn evangelische Christen zusammen sind, feiern sie in der Kirche nicht nur nach der Kirchenordnung einen Gottesdienst, sondern sollen auch in ihrem Herzen und Sinne allezeit dessen eingedenk sein, daß wir hier in einem Raume weilen, in welchem von Gott geredet und zu ihm gebetet wird, auf daß Ihr, die Ihr höret, und, Gott gebe mir Gnade, ich, der ich rede, allezeit gedenken, vor Gottes Angesicht zu reden und zu hören. Das zeige sich äußerlich! Und nun zu meinem Thema: „Ueber die Nachener Heiligthumsfahrt des Jahres 1888.“ . . . Pastor Thümmel spricht nun in eingehender Weise über Reli-

quien und Reliquiendienst. Schließlich kommt er auf die Echtheit der „Heiligthümer“ in Aachen und sagt: Welches sind nun aber die vier großen Aachener Heiligthümer? 1. — und es ist merkwürdig, daß das an erster Stelle steht, es scheint das die Behauptung zu rechtfertigen, daß die heutige katholische Kirche nicht mehr christlich sein will, sondern sich demnächst marianisch nennen wird — an erster Stelle und als größtes Heiligthum wird dort aufgeführt das angebliche Kleid der Jungfrau Maria, ein baumwollenes Gewebe mit Ärmel ausgeschnitten — der linke Ärmel ist etwas lüdtirt —, welches $6\frac{1}{2}$ Schuh groß ist, wie in einer aus dem Jahr 1818 stammenden Beschreibung der Aachener Heiligthümer zu lesen ist. Da nun ein Gewand doch am Halse anfängt, so muß, wenn nicht die Jungfrau Maria selbst, so doch das Gewand sehr groß gewesen sein, wenn es echt ist. (Bewegung.) Es wird dort gezeigt und vom Dome aus mit den Worten, die man sich in singender Weise vorgetragen denken muß, immer eingeführt: „man wird euch zeigen das allerheiligste Kleid, welches die allerseligste Jungfrau Maria trug, als sie den Welt-Heiland gebär. 2. Man wird euch zeigen die Windeln, worin Jesus nach seiner Geburt eingewickelt war. 3. Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, auf dem der heilige Leib Johannis des Täufers nach der Enthauptung gelegt ward. 4. Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, das der Herr Jesus Christus getragen, da er am Kreuze den bitteren Tod litt.“ Ich habe mich nun über die Echtheit dieser Reliquien nach dem 400 Seiten starken Werke des Professors Floß zu vergewissern versucht. Es würde zu lange Zeit in Anspruch nehmen, wenn ich über alle vier reden wollte, und ich greife daher bloß zweie heraus: 1. das Kleid der Jungfrau Maria. Woher wollen die Leute wissen, daß es das Kleid der Jungfrau Maria ist? Damit Sie nun aber, wenn Sie darüber mit Katholiken sprechen, die richtige Antwort haben, so will ich meine weitere Ausführung über diesen Punkt an die diesjährige Nummer 167 der „Mecklenburger Nachrichten“ in Schwerin anschließen. Ich erhalte jetzt mancherlei aus dem ganzen Deutschen Reiche zugesandt, so auch dieses Blatt. In dieser Zeitung war über den heiligen Rock in Trier ein Disput entstanden, und die Redaction in Mecklenburg-Schwerin hatte in einem Aufsatz den heiligen Rock in Trier eine alte Schartefe genannt. Daraufhin hat sich ein katholischer Priester, Namens Fiedelbey, wahrscheinlich in Mecklenburg, an die Zeitung gewandt und dieselbe gefragt: 1. Wo sind die vielen Röcke Christi? Beweisen Sie einmal, daß es auch nur noch einen andern gibt! 2. Kann die Redaction nachweisen, daß der Rock in Trier nicht echt ist, so daß er also mit Recht eine alte Schartefe genannt wird? — Ja, liebe Freunde, so haben wir die Rechnung nicht aufgestellt. Wenn irgendeiner kommt, und nimmt dort einen Hut von der Wand und sagt, das ist der Hut, den Christoph Columbus aufgesetzt hatte, als er Amerika entdeckte, und nun beweise du, daß das nicht der Hut ist, ja so ist das schwer zu beweisen, daß das nicht der Fall ist. Aber ich meine, es wäre doch eine alte Regel, wenn einer etwas behauptet, so hat er den Beweis zu erbringen. Also man muß doch beweisen, daß die Aachener Heiligthümer wirklich echt sind, und es ist auf unserer Seite nicht der Beweis zu führen, daß sie unecht sind, namentlich wenn wir nicht daran gelassen werden. Was hat man nun für einen Beweis für die Echtheit? Professor Floß spricht von zwei Berichten, deren genaue Stelle er aber nicht nennt; er sagt, der eine wäre in Paris, der andere in München. Dann aber geht er auf einen griechischen Schriftsteller, Namens Nicephorus Callisti, der ungefähr im Jahre 1330 geschrieben hat. Dieser Schriftsteller erzählt zuerst von einem Kleide der Jungfrau Maria. Und was erzählt er? Im Jahre 450 seien zwei vornehme Patricier aus Constantinopel nach dem heiligen Lande gewallfahrtet und hätten in dem Hause einer jüdischen alten Jungfrau — die Person hatte eine Jungfrau sein müssen, damit sie schon etwas Nonnenhaftes an sich habe, da Priesterthum und Nonnenthum über allen andern Menschen stehen — ein Kästchen aufbewahrt gefunden, und Kranke mancherlei Art hätten an diesem

Kästchen nicht ungesund vorüber kommen können, sondern wenn sie durch das Zimmer gegangen, seien sie wieder gesund geworden. Das fiel den Leuten auf; sie pilgerten weiter nach Jerusalem, ließen dort ein Kästchen ganz so wie dasjenige machen, welches in jenem Zimmer stand, und kamen dann mit dem nachgemachten Kästchen zu der Jungfrau zurück. Auf ihr erneutes Fragen, was in jenem Kästchen enthalten sei, sagte ihnen endlich jene jüdische Nonne: Das darin ist das Kleid, was die Jungfrau Maria getragen hat, als sie den Heiland gebär, und das thut die Wunder. Da haben denn die beiden frommen Leute aus Constantinopel in der Nacht das nachgemachte Kästchen an die Stelle des echten gesetzt und haben dieses echte mit dem Kleide heimlich mitgenommen, und dann sind die frommen Spitzbuben abgezogen nach Constantinopel zurück und haben es in ihrem Hause geheim gehalten. Aber sie konnten es dort nicht lange geheim halten, denn als Kranke in das Haus hineinkamen, wurden sie gesund, so daß endlich der Kaiser in Constantinopel dahinterkam und fragte: was habt ihr denn eigentlich? Da konnten sie es nicht länger verbergen, es wurde ihnen das Kästchen abgenommen und eine prachtvolle Kirche in Constantinopel gebaut und darin das Kästchen mit dem Kleide der Jungfrau Maria beigesetzt. Das schreibt der erwähnte griechische Schriftsteller im vierzehnten Jahrhundert als eine Legende aus dem fünften Jahrhundert. Das ist die einzige Nachricht, auf die hin das Kleid in Aachen als das echte Gewand der Jungfrau Maria ausgegeben ist. . . Ich schreite nun zu dem andern großen Heiligthum. Ich habe gesagt, daß das Kleid der Jungfrau Maria zuerst im Jahre 1330 als echt behauptet wird. Ueber die mehr als tausend Jahre, welche dazwischen liegen, wissen wir nichts. Genau so ist es mit dem vorher von mir, wenn es echt sei, sicherlich als das werthvollste bezeichnete Stück, mit dem Lendentuch Christi. Dieses Lendentuch wird zum ersten Mal überhaupt 1236 von dem Chronisten Alberich erwähnt, welcher erzählt, daß einige Jahre vorher ein Canonicus in Aachen erklärt habe, er habe bei dem jüngsten Brande in Aachen dieses Stück gerettet. Bis zum dreizehnten Jahrhundert wissen wir somit gar nichts von dem Lendentuch; jetzt auf einmal tritt man mit einem Tuche auf und es wird uns gesagt, das ist das Tuch, welches Christus am Kreuz getragen hat. Ja, meine Freunde, darf man denn so leichtsinnig mit dem Namen Christi umgehen, ohne auch nur von dem menschlichen Verstand, der uns doch auch von Gott gegeben ist, einen Anhaltspunkt dafür zu haben, daß das wahr ist? Darf ich denn so leichtsinnig in's Blaue hinein das sagen? Oder nennen wir nicht vor Gericht wie im bürgerlichen Leben einen Menschen, der so leichtsinnig in's Blaue hinein Behauptungen ausstößt, einen Schwindler? Wie nennen wir denn einen Schwindler, der mit dem Namen Jesu Christi schwindelt? Den nennen wir einen Menschen, der Blasphemie und der Gotteslästerung treibt! Den nennen wir einen Menschen, der das Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes“ — und der Name Gottes ist alles, wodurch er sich uns geoffenbart hat — „nicht mißbrauchen“, ganz vergessen hat. Dieses Gebot haben übertreten der Erzbischof Clemen von Köln, die Stifthsherren in Aachen, die römisch-katholische Geistlichkeit dort, und ich klage sie hier von den bergischen Bergen aus der Gotteslästerung an — — — (Bewegung). — Der Solinger Bürgermeister van Meenen erhebt sich bei den letzten Worten eilends von seinem Platze und tritt auf den Redner, der ungefähr ¼ Stunden gesprochen hatte, zu. Es entsteht allgemeine Erregung. Der Bürgermeister spricht: „Hierdurch erkläre ich die Versammlung für aufgelöst und fordere die Versammlung —“ (große Unruhe). Pfarrer Thümmel: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich gröblichst gegen § 167 des Strafgesetzbuches vergehen und —“. Bürgermeister van Meenen: „Ich verbiete Ihnen, noch ein Wort weiter zu sprechen — und (große Unruhe — der Polizei-Commissar tritt auf den Altartritt) ich fordere Sie auf, das Local zu verlassen! Wer dieser Aufforderung nicht nachkommt, wird —“ (große Unruhe; die letzten Worte des Bürgermeisters verhallen ungehört). — Pastor Schürmann: „Ich

erkläre als Vorsitzender des Evangelischen Bundes die Versammlung für geschlossen.“ — Pastor Giesecke: „Nachdem die Versammlung aufgelöst, bitte ich Sie, diesen Ort in aller Ruhe zu verlassen. Unsere weiteren Rechte werden wir schon wahrzunehmen wissen.“ (Großer Beifall.) — Bürgermeister van Meenen: „Es werden hier keine Reden mehr gehalten.“ — Aus der Versammlung heraus wird das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ angestimmt. Die Orgel beginnt zu spielen. Die in die Kirche eindringenden Polizeimannschaften verhindern dies aber, und es werden die Mengen aus der Kirche hinausgetrieben. Es herrscht bei allen große Erregung und Entrüstung. Stürmische Hochrufe werden auf Pfarrer Thümmel laut. Dazwischen hört man die Rufe der Polizeibeamten. — Es bilden sich Gruppen in der Kirche, die beim Auseinandergehen ihrer Entrüstung über das von dem Bürgermeister beliebte Verfahren lauten Ausdruck geben. Der in der Kirche anwesende königliche Landrath des Kreises Solingen, Herr Möllenhoff, gibt Pfarrer Thümmel über die erfolgte Auflösung seiner Verwundung Ausdruck und erklärt in Gegenwart einer Anzahl Herren: „Herr Pastor, Sie werden einsehen, wenn der Polizeivorstand das gethan hat, so ist das ein Gebot der Obrigkeit. Ich hätte allerdings auch bei dieser Stelle, woran ich nichts finde, eine Auflösung nicht eintreten lassen.“ — Unter donnernden Hochrufen auf Pfarrer Thümmel begleitet die Menge den Herrn Pastor bis zu dem Hotel Becker, vor welchem dem Herrn Pastor Thümmel mehrfach Ovationen dargebracht werden. Als ein Kreis von Freunden und Mitgliedern des Evangelischen Bundes bei einem kleinen Abendessen saß und Pastor Thümmel eine kleine Tischrede hielt, erschien plötzlich der Solinger Polizei-Commissar mit der allgemein befremdenden Erklärung, daß er die „Versammlung“ auflösen müsse. Es wurde ihm aber bedeutet, daß hier gar keine Versammlung sei, worauf sich dann der Polizei-Commissar, noch weiter im Saale verweilend, beruhigte. Am folgenden Tage stellte der Vorsteher des Presbyteriums, Pfarrer Giesecke, gegen Bürgermeister van Meenen auf Grund von § 167 des Strafgesetzbuches Strafantrag. § 167 lautet: „Wer durch eine Thätigkeit oder Drohung Jemand hindert, den Gottesdienst einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft auszuüben, ingleichen, wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Verrichtungen einer im Staate bestehenden Religionsgesellschaft dienenden Ort den Gottesdienst vorsätzlich verhindert oder stört, wird mit Gefängniß bis zu 3 Jahren bestraft.“ Der gestellte Strafantrag ist aber in erster Instanz abgewiesen worden. — Die Urtheile der protestantischen Blätter über die Vorgänge in Solingen sind verschieden. Die „Evang. Kirchen-Zeitung“ (Zöcker) läßt sich schreiben: „Selbst nach der übereinstimmenden Ansicht Solcher, welche mit Voreingenommenheit gegen den Redner herbeigekommen waren, sprach derselbe durchweg sachlich und ruhig.“ Das Blatt „Unter dem Kreuze“ dagegen nennt die Thümmelsche Rede „eine handgreifliche Störung des öffentlichen Friedens“. Es meint: „Es ist, ganz unbeschadet dessen, was wir Protestanten über den katholischen Heiligendienst denken, ein von der Obrigkeit nicht zu duldendes Uergerniß, wenn wir die Katholiken wegen Ausübung ihrer Religion, wozu sie in Preußen dasselbe Recht haben wie wir zur Ausübung der unsrigen, Gotteslästerer schelten.“ Es ist unbegreiflich, wie ein lutherisches Blatt so etwas schreiben kann. Das Papstthum mit seinen „Gottesdiensten“ ist nichts als eine große Gotteslästerung, und der Papst und seine Helfershelfer sind unter dem Schein der Frömmigkeit wirklich Gotteslästerer. Das sagt Gottes Wort, wenn es den Papst den Antichrist nennt, den Widerwärtigen, der „sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also, daß er sich setzet in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt vor, er sei Gott“ (2 Thess. 2.). Vom Antichrist heißt es Dan. 12, 36. auch ganz ausdrücklich: „wider den Gott aller Götter wird er greulich reden“, und Offenb. 13, 6.: „es (das Thier) that seinen Mund auf zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte, und die im Himmel wohnen.“ Das bekennet auch die lutherische Kirche in

ihrem Bekenntniß. Im Anhang zu den Schmalkaldischen Artikeln heißt es von dem Papstthum und dessen Wesen: „Alle Christen sollen auf das fleißigste sich hüten, daß sie solcher gottlosen Lehre, Gotteslästerung und unbilliger Wütherei sich nicht theilhaftig machen, sondern sollen vom Papst und seinen Gliedern oder Anhang als von des Antichrists Reich weichen und es verfluchen, wie Christus befohlen hat“ 2c. (Müller, S. 837.) Und bald darauf: „Die es aber mit dem Papst halten und seine Lehre und falschen Gottesdienste vertheidigen, die befechten sich mit Abgötterei und gottelasterlicher Lehre“ (S. 340). Nach dem Blatt „Unter dem Kreuze“ aber soll man von dem Papst und den papistischen Gottesdiensten nicht sagen, was Gottes Wort und das lutherische Bekenntniß von denselben sagt, weil die Papstkirche in Preußen doch auch staatlich anerkannt sei! Da hat die durch die Politik großgezogene Vorliebe für das Papstthum dem Schreiber des „Allerlei aus Welt und Kirche“ wieder einmal einen argen Streich gespielt! Jeder Lutheraner, der das Papstthum kennt und in die Lage kommt, über dasselbe ein Urtheil abgeben zu müssen, muß den Papst und dessen Anhang Gotteslästerer nennen. Das darf er sich auch in Preußen nicht verbieten lassen. Auch was der Erzbischof Cremenx von Köln, die Stiftsherren in Aachen, die römisch-katholische Klerisei 2c. in Aachen trieben und treiben ließen, ist die purste Abgötterei und Gotteslästerung. Und das auszusprechen ist nicht „eine handgreifliche Störung des öffentlichen Friedens“. Wenn die preußischen Richter auf Grund von § 167 des Strafgesetzbuches gegentheilig urtheilen sollten, so machen sie sich eines Eingriffs in die Rechte der Kirche schuldig. Dennoch halten wir Pastor Thümmels Auftreten für ganz verkehrt. Wollte er seinen Zuhörern die Augen über die Greuel des Papstthums öffnen, so mußte er nachweisen, wie das Papstthum das Evangelium von Christo, worauf aller Seelen Heil steht, verfälscht, ja, geradezu verwirft und verflucht. Hatte er so den rechten Grund gelegt, da konnte er mit rechtem Nutzen auch von den einzelnen päpstlichen Mißbräuchen reden. Aber — Pastor Thümmel kennt das Evangelium von Christo offenbar selbst noch nicht recht. Daraus erklärt sich auch die eigenthümliche Weise seines Auftretens, das mehr eine humanistische Aufwallung gegen einzelne grobe päpstliche Mißbräuche, als eine wahre Erkenntniß des Grundschadens des Papstthums verräth. F. P.

Universität Berlin. Eine Kabeldepesche, datirt Berlin, 21. September, lautet: „Kaiser Wilhelm hat die Berufung des Professor Harnack auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte der Berliner Universität trotz der Proteste des evangelischen Kirchenraths, welcher die Religionsanschauungen Harnacks mißbilligt, bestätigt. Dieser Schritt des Kaisers wird als ein schwerer Schlag für die orthodoxe Kirchenpartei betrachtet.“ Aus dem jungen deutschen Kaiser kann man vorläufig noch nicht klug werden. Ein Mann, der gewissenshalber nicht Logenglieb ist, sollte noch viel weniger als Summepiscopus der „evangelischen“ Landeskirche einen Harnack jun. in einer kirchengeschichtlichen Professur bestätigen können; vielmehr hätte er die ganze theologische Facultät, welche auf der Wahl Harnacks bestand, extra statum nocendi setzen sollen. Nur von einem Standpunkte aus läßt sich die Bestätigung Harnacks rechtfertigen: wenn nämlich Wilhelm II. von seiner Stellung als Summepiscopus der „evangelischen“ Landeskirche zurücktreten und nur als Landesfürst handeln wollte, der alle nicht geradezu staatsgefährlichen Individuen in kirchlichen Aemtern läßt. Schwerlich aber hat der Kaiser von diesem Gesichtspunkt aus gehandelt. F. P.

Auf der achtzehnten Allgemeinen Pastoralconferenz ev.-lutherischer Geistlichen Bayerns, welche im Juni dieses Jahres in Erlangen statt hatte, hielt Prof. Dr. Frank einen Vortrag „über die kirchliche Bedeutung der Theologie A. Ritschl's“, welcher in den deutschen kirchlichen Blättern jetzt ein Hauptthema der Erörterung bildet. Ritschl's Theologie steht zur Zeit einmal im Mittelpunkt der theologischen Discussion. Frank constatirte den Widerspruch zwischen der Ritschl'schen Theologie und dem Grund-

bekenntniß der Christlichen Kirche, zeigte, daß Ritschl die Erfahrung von Sünde und Gnade abgehe, da er die Sünde als Unwissenheit fasse, welche die Gemeinschaft mit Gott nicht aufhebe, von einer Versöhnung nichts wissen wolle, daß er ein ganz anderes Bild von Christo entwerfe, als die Schrift, Christum nicht im Sinn der Schrift als Gott anerkenne u. s. w. Gleichwohl sah sich Frank gedrungen, auch Manches zum Lobe Ritschl's zu sagen, z. B. daß seine Theologie eine großartige wissenschaftliche Leistung sei, viele Wahrheitsmomente enthalte, verderbliche Stagnation abwehre u. s. w. Die Thesen, in die er den Gegensatz einkleidete, entbehren aller Schärfe und Schärfe. Kein Wort davon, daß diese Theologie eine kräftige Lüge Satans ist und zur Hölle führt. Als ein bairischer Pfarrer, Döderlein, sich über diesen Mangel an Schärfe beschwerte und sich dahin äußerte, daß diese Theologie in die Nacht des ewigen Todes versinke, wies Frank solches Urtheil ausdrücklich ab und erklärte, er wolle Ritschl nicht ganz zurückweisen, er suche die Wahrheit. Auf Frank's Rath hin sah die Conferenz von einer Beschlußfassung ab. Der Vortragende hatte nur erst dazu helfen wollen, daß die bairischen Pastoren sich selbst ein richtiges Urtheil über jenes imposante Meisterstück neuer Theologie bildeten. Und dazu bedarf es Zeit und Ueberlegung. Prof. Dr. Köhler gab sein Votum dahin ab, daß er Ritschl noch nicht genugsam kenne, um ein Urtheil über ihn zu fällen. Ja, so steht's um das deutsche Lutherthum! Die sogenannten Confessionellen haben sich seit lange daran gewöhnt, mit offenbaren Unchristen und Antichristen, wie Ritschl, unter Einem Dach zu wohnen, an Einem Joch zu ziehen, und die verhängnißvolle Folge ist nun die, daß sie zwischen Schwarz und Weiß nicht mehr recht unterscheiden können und selbst dem Teufel und seiner teuflischen Weisheit und Bosheit noch gute, lobenswerthe Seiten abgewinnen.

G. St.

„Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie“ ist das Thema eines Vortrages, den Prof. Delitsch kürzlich auf einer Pastoralconferenz in Hohenstein in Sachsen gehalten hat. Er wollte da die tiefe Kluft zwischen kirchlicher und moderner Theologie constatiren, die da bleiben werde bis an's Ende der Tage und welche die kirchliche Theologie nicht überspringen könne, ohne sich der Sünde zu nähern, für die es keine Vergebung gebe weder in dieser noch in der zukünftigen Welt. Unter der modernen Theologie wollte er die Richtung verstanden wissen, welche den Gegensatz von Natur und Gnade ausgleiche, den persönlichen Verkehr mit dem lebendigen Gott und dem verkörperten Gottes- und Menschensohn zu den erfahrungswidrigen mystischen Illusionen rechne, für welche Wunder und Gebetserhörung nicht existiren, also die radical negative Theologie. Was kirchliche oder alte Theologie sei, setzte er als bekannt voraus. Er hat aber da ganz vergessen, daß es heututage eine Vermittlungstheologie gibt, welche sich mit dem Namen positiver oder confessioneller Theologie schmückt, und welche nach beiden Seiten hinkt, eine Theologie, welche die Schrift Gottes Wort nennt, aber den alten, kirchlichen Inspirationsbegriff preisgegeben hat, welche Christum Gottes Sohn nennt, aber nicht den wahrhaftigen Gott nennen mag, welche die Natur in die Gnade einmengt, indem sie dem natürlichen freien Willen einen bedenklichen Einfluß auf die Befehreung einräumt u. s. w., und daß seine eigene Theologie diese fatale Mitte einhält. So lange diese moderne Vermittlungstheologie nicht aus dem Mittel geschafft wird, hat das Lob der alten und die Verurtheilung der neuen Theologie für uns wenig Bedeutung. G. St.

Alttholiken-Congreß. Der „Schwäbische Merkur“ bringt folgenden rosig gefärbten Bericht über den Alttholiken-Congreß in Heidelberg: Der vom 1. bis 4. September in Heidelberg gehaltene Alttholiken Congreß Deutschlands nahm einen so würdigen und begeisterten Verlauf, daß seit dem Beginn der Bewegung 1870 nichts Aehnliches mehr vorhanden war. Während bei den Congressen von Baden 1880 und Krefeld 1884 nur 120 und 107 Abgeordnete theilnahmen, stieg die Zahl der aus allen Gauen Deutschlands herbeigeeiften Abgeordneten diesmal auf 177. Aus der altthol-

lischen Kirche Hollands waren zwei, aus jener der Schweiz vier Gäste erschienen. Ergreifend sprach Bischof Cleveland Coxe von West-York, der der altkatholischen Sache in Nordamerika eine glorreiche Zukunft in Aussicht stellte (!). Tausende und aber Tausende römischer Katholiken sehnten sich dort nach Errichtung altkatholischer Gemeinden. Die Hauptredner des Congresses waren außer mehreren der genannten Gäste Geheimrath Professor Ritter v. Schulte und Bischof Dr. Keinkens (Bonn), Oberregierungs-rath Wälsing und Rechtsanwalt Riffart (Köln), Stadtrath Leimbach und Oberbürgermeister Bilabel (Heidelberg), Oberstaatsanwalt Zieser (Karlsruhe), Prof. Dr. Knoedt (Bonn), Pfarrer Gagenmeier (München) und Dr. Stubenvoll (Heidelberg). Auf keinem Congreß herrschte solche Begeisterung. Altheidelberg hat seine Zugkraft wiederum bewährt. Der nächste Congreß wird 1890 in Köln oder Karlsruhe gehalten und soll ein internationaler werden seitens der altkatholisch-bischöflichen Kirchen Deutschlands, Hollands, der Schweiz, Oesterreichs, Englands und Nordamerikas. Die Sache ist also nicht im Sande verlaufen. Heidelberg hat den Beweis geliefert. Rom erhält an dieser altkatholisch-bischöflichen Kirche von circa 200 Bischöfen ein starkes (?) Gegengewicht.

Ueber „methodistisch-englisches und deutsch-evangelisches Leben“ referirte Pastor Schloffer aus Frankfurt a. M. bei der diesjährigen Berliner Pastoralconferenz. Nach einem Bericht der Ev. Ktg. verkannte der Referent „das Gute, welches im Methodismus liegt, seine Thatkraft und Hingebung für den Herrn“ keineswegs, wies aber zugleich nach, „wie seine (des Methodismus) ganze Art, das stürmische propagandistische Wesen u. etwas unserem deutschen Wesen durchaus Fremdartiges und daher nicht nachzuahmen sei“. Hiernach entschied sich die Frage, was in der Kirche anzunehmen oder abzuweisen sei, darnach, was national ist oder nicht. Wenn der Redner dann auch weiterhin das „Unevangelische der methodistischen Art“ aufzuzeigen suchte, so hat er doch durch jene vorangestellte falsche Begründung seine ganze Argumentation verdächtig gemacht.

J. P.

Ein Protest der internationalen Missionsconferenz. Die Ev. Ktg. berichtet: Die internationale Missionsconferenz in London schloß mit einem öffentlichen Protest gegen drei schwere Arten von Versündigungen, deren die Christenländer gegen die Heidenländer sich schuldig machen. Zwei derselben betreffen speciell England, eins leider auch Deutschland. Der erste Protest richtete sich gegen das schmachvolle Verfahren der englischen Behörden in Indien, welche aus Rücksicht auf die dort stehende Garnison die Einrichtung und Haltung von öffentlichen Lusthäusern unter staatlichen Schutz gestellt haben. Diesem öffentlichen Protest geht eine von 403 Missionaren, Gliedern von 36 verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften Großbritanniens, Amerikas und des Continents, unterzeichnete Adresse zur Seite, welche die Regierung anklagt, daß sie durch dies ihr Verfahren die Missionsarbeit in Indien auf das Empfindlichste schädige. Die Ausführungen gipfeln in folgendem Zeugniß: „Mit Trauer und Scham sehen wir, daß die Regierung von Indien die Prostitution als ein gesetzlich anerkanntes Geschäft betrachtet, indem sie Häuser zur Benutzung einer Anzahl von Weibern, die sich damit abgeben, einrichtet und besagten Weibern Certificate ausstellt, durch welche sie autorisirt werden, eine solche Lebensweise zu führen, die Gott in Seinem geschriebenen Wort wiederholtlich verdammt und verboten hat.“ — Der zweite Protest richtet sich auch gegen eine Versündigung, deren sich die englische Regierung schuldig gemacht, zu deren Durchführung sie ungerechten, blutigen Krieg geführt hat, gegen den Opiumhandel. Oft wurde Berufung dagegen eingelegt, und diese Berufungen von den Grundsätzen des Christenthums, der internationalen Gerechtigkeit, der Menschlichkeit aus begründet. Stets wurden sie zurückgewiesen unter dem Vorgeben, die Einnahmen, welcher dieser Handel einbrächte, seien nicht zu entbehren. Leider ist nach Zugeständniß englischer Christen die beschämende Erfahrung gemacht worden, daß das englische Volk in dieser

Angelegenheit, die seinen Geldbeutel berührt, mehr für als gegen die Regierung eintritt. — Ein dritter Protest richtete sich gegen eine Versündigung, an der die Deutschen in betäubender Weise theilhaftig sind, gegen den Spirituosenhandel mit heidnischen Völkern. Dies Uebel hat in kürzester Zeit colossale Dimensionen angenommen. Ganz besonders leidet Afrika unter demselben. Stämme, die Jahrhunderte lang existirt haben, sind dadurch dem Untergang entgegengeführt. Die Spirituosen, welche unter den Namen von Rum oder Gin dorthin verhandelt werden, bestehen aus dem abscheulichsten Concoct, das speciell für diesen Handel zubereitet wird. Deutschland versündigt sich hierin am schwersten, indem es ungefähr 7,000,000 Gallonen dieses Gisttranks jährlich ausführt. Das Uebel ist so furchtbar groß, daß nur ein internationales Uebereinkommen demselben abzuhelpfen vermag.

Jüdische Probationen. Eine jüdische Geschäftsfirma in Erfurt hat — nach dem Bericht der „Deutschen Ev. Kztg.“ — kürzlich in einem Localblatt angezeigt, daß ihr Geschäft „zum Andenken und langer Erinnerung an unsere lieben, in Gott ruhenden hochseligen Majestäten Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III.“ Sonntags für jeden Verkehr geschlossen sein werde. Daß es hierbei auf eine Verhöhnung des Christenthums abgesehen sei, geht daraus hervor, daß der Anzeige hinzugefügt ist, „Einkäufe sowie sonstige geschäftliche Sachen“ könnten ja „Sonntags, sowie an den Tagen zuvor“ abgemacht werden. Die deutschen Reformjuden brauchen sich nicht zu wundern, wenn es in Deutschland zu antisemitischen Demonstrationen kommt. An Herausforderungen dazu lassen sie es nicht fehlen. F. P.

Baseler Mission. Am 4. und 5. Juli war die 75ste Generalversammlung der Baseler Mission vereinigt. Inspector Dehler berichtete, daß die Einnahmen sich auf 987,000 Frs. erhöht haben, während die Ausgaben sich auf 992,000 Frs. belaufen; es bleibt also noch ein Deficit von 5000 Frs., obwohl die Ausgaben schon um etwa 13,000 Frs. herabgesetzt sind. $\frac{5}{10}$ der regelmäßigen Einnahmen sind von Auswärtigen beigetragen, $\frac{1}{10}$ hat die Stadt Basel gegeben (die Legate und außerordentlichen Gaben sind hierbei nicht eingerechnet), $\frac{1}{10}$ sind durch die anderen Cantone der Schweiz, $\frac{1}{10}$ durch getaufte Heiden und die Handels- und Industrie-Gesellschaft, welche mit dem Werk verbunden ist, einkommen. Die Baseler Mission hat gegenwärtig auf ihren 46 Hauptstationen 123 männliche, 86 weibliche Missionsarbeiter; sie zählte im Jahre 1887 865 Tausen, wodurch die Zahl der getauften Heiden auf den drei Hauptfeldern der Mission sich auf 20,031 beläuft; 8503 Kinder besuchen die Missionschulen.

(Deutsche Ev. Kirchengtg.)

Gesetzlicher Schutz für die evangelischen Privatschulen in Frankreich. Der Kassationshof hat am 15. Juni ein Urtheil gefällt, welches alle französischen Protestanten, die sich mit Sonntags- oder Donnerstagschulen beschäftigen, lebhaft interessiren wird. Ein französischer Protestant, Herr C., ließ in seinem Schloß in der Provinz 30 junge Mädchen von 6—12 Jahren versammeln und ihnen von ihrer Lehrerin die heilige Geschichte erzählen und erklären. Diese Versammlungen waren nicht nach dem Geschmack eines Elementar-Schulinspectors. Er denuncierte Herrn C., weil er eine Schule eröffnet habe, ohne den vorgeschriebenen und gesetzlichen Bedingungen nachgekommen zu sein. Der Staatsanwalt der Republik stellte darauf hin die gerichtliche Klage an. Das Tribunal in Cordom sprach den Angeklagten frei; die Staatsanwaltschaft reichte hierauf die Appellation ein, und der Gerichtshof von Agen verurtheilte Herrn C. zu einer Geldstrafe von 16 Francs. Nach diesem Urtheil war der Religionsunterricht in dem Programm der Privatschule mit begriffen; wer also eine Versammlung von Kindern bei sich hielt, um ihnen religiösen Unterricht zu geben, eröffnete damit eine Elementarschule. Hätte dieses Urtheil Gesetzeskraft erhalten, so wäre es fortan unmöglich gewesen, eine Sonntags- oder Donnerstagschule zu eröffnen, ohne an ihre Spitze eine Persönlichkeit zu stellen, welche mit dem für öffentliche Schulen erforderlichen

Unterrichtserlaubnißschein versehen ist, das heißt aber so viel, daß dann in kleineren Dörfern die Kinder gar keine religiöse Unterweisung bekommen hätten. Herr C. reichte darum wegen des gegen ihn gefällten Urtheils die Appellation beim Kassationshof ein, und dieser hat am 15. Juni entschieden, indem er das Urtheil des Gerichts von Agen aufhob, daß jedermann das Recht habe, in der Religion zu unterrichten, ohne an irgend eine sonstige Förmlichkeit gebunden zu sein, weil das Gesetz vom 28. März 1882 den Katechismus und die heilige Geschichte von dem Programm der Elementarschule ausgeschlossen habe. (Deutsche Ev. Kirchenztg.)

Frankreich. Am 15. Juni hat sich der französische Senat mit der Frage der öffentlichen Unsitlichkeit beschäftigt. Nach einer glänzenden Rede de Pressensé's wurde beschlossen, durch Petitionen an die Ministerien des Inneren und der Justiz darauf hin zu arbeiten, daß endlich die Polizei in der Bekämpfung der öffentlichen Unsitlichkeit ihre Pflicht mit größerem Eifer erfülle. Bedauernd wurde hervorgehoben, daß es in Paris gerade das studentische Quartier latin sei, in welchem die Unsitlichkeit sich am schamloseten breit mache, ebenso in den „Brasseries“, den Bierlocalen mit weiblicher Bedienung. (Deutsche Ev. Kirchenztg.)

Die Culturkampfsparagrafen im italienischen Strafgesetzbuch. Der italienische Staat macht gewaltige Anstrengungen, um den päpstlichen Agitatoren, die auf Wiederherstellung des Kirchenstaates hinarbeiten, durch gesetzliche Bestimmungen das Handwerk zu legen. Der „Deutschen Ev. Kirchenztg.“ entnehmen wir das Folgende: „Das neue Strafgesetzbuch, das trotz der bischöflichen Sturmpetitionen und päpstlichen Drohungen mit überwältigender Stimmenmehrheit in der italienischen Kammer angenommen worden ist, enthält unter anderen folgende Bestimmungen: Art. 101. Wer eine Handlung begeht, die dahin abzielt, den Staat oder einen Theil desselben einer fremden Herrschaft zu unterwerfen oder die Einheit des Staates zu zerstören, wird mit Zuchthaus bestraft. Art. 173. Der Cultusdiener, der bei Ausübung seiner Amtsverrichtungen öffentlich die Einrichtungen oder Gesetze des Staates oder die Handlungen der Behörden tadelt oder schmätzt, wird mit Haft bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 1000 Francs bestraft. Art. 174. Der Cultusdiener, der unter Mißbrauch einer moralischen, aus seinem Amte entspringenden Macht zur Mißachtung der Einrichtungen oder Gesetze des Staates oder der Handlungen der Behörden oder sonst zur Uebertretung der Pflichten gegen das Vaterland oder derjenigen, welche mit einem Staatsamte verbunden sind, anreizt oder berechtigten Vermögensinteressen Eintrag thut oder den Frieden der Familie stört, wird mit Haft von sechs Monaten bis zu drei Jahren, mit Geldbuße von 500 bis 3000 Francs und mit dauernder oder zeitweiliger Ausschließung von der geistlichen Pfründe heimgesucht. Art. 175. Der Cultusdiener, der gegen die Verfügungen der Regierung äußere Cultushandlungen verrichtet, wird mit Haft bis zu drei Monaten und mit Geldbuße von 50 bis 150 Francs bestraft. Art. 176. Der Cultusdiener, der in Ausübung oder unter Mißbrauch seines Amtes sich irgend eines andern Vergehens schuldig macht, verfällt der Strafe, welche gesetzlich dafür festgesetzt ist, verschärft durch eine Erhöhung von einem weiteren Sechstel bis zu einem Drittel, mit Ausnahme der Fälle, wo bereits die Eigenschaft des Cultusdieners vom Gesetz in Berücksichtigung gezogen worden ist.“ Natürlich sind diese Paragrafen gegen die revolutionäre Pabstkirche gerichtet. Aber mit Ausnahme der Artikel 101. und 176. sind die Bestimmungen so unklar, daß durch dieselben auch solche kirchliche Gemeinschaften vorzukommenden Falls als getroffen erachtet werden könnten, welche sich keine Uebergriiffe in das staatliche Gebiet zu Schulden kommen lassen. F. P.

Nekrologisches. In Zürich starb am 3. Juli im Alter von 80 Jahren Dr. Alex. Schweizer. — Am 20. Juli starb am Tage seines 50jährigen Amtsjubiläums zu Gammern in Pommern Superintendent Dr. theol. Meinholt. — In Erlangen starb am 23. Juli im 71. Lebensjahre der reformirte Theologe Dr. Erhard.